

In Amerika bei B. HERDER, 17 South Broadway, St. Louis, Mo.



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nov. 4.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$1.75 postfrei.

April 1888.

Inhalt: Der hl. Petrus Claver, Apostel der Negerklaven. — Bei den Kopten in Oberägypten. — Im Himalaya. (Schluß.) — Nachrichten aus den Missionen: China (Ueberschwemmung des Gelben Flusses); Sunda-Inseln (Mission auf Flores); Vorderindien (Mission unter den Kolhs); Ostafrika; Aequatorial-Afrika; Nordamerika (Mission unter den Krähenindianern). — Miscellen. — Für Missionszwecke.

Der hl. Petrus Claver, Apostel der Negerklaven.

1. Die Vorbereitung.

Unter den zehn Seligen, deren Heiligsprechung unser Heil. Vater Leo XIII. während seines Jubelfestes am 15. Januar, umgeben von 40 Cardinälen und nahezu 400 Bischöfen, in dem großen Saale über dem Eingange in die Peterskirche feierlich vollzog, befindet sich eine hervorragende Zierde des katholischen Missionswerkes — Petrus Claver, der Apostel der Negerklaven. Dieser Heilige, der uns nun durch das höchste Urtheil der Kirche zum Vorbilde und Fürbitter aufgestellt ist, hat wie wenige die Liebe des Heilandes zu den Armen und Verlassenen in sein Herz aufgenommen. Sein ganzes Leben war ein Brandopfer der Liebe und verzehrte sich im Dienste der armseligsten und verachtetsten Menschen aus keinem andern Beweggrunde, als weil Christus auch für diese armen Seelen sein kostbares Blut vergossen hatte. Er wurde Sklave der Sklaven, um die Sklaven Christo zu gewinnen, und mit Gottes Hilfe gelang es ihm, mehr als 300 000 Sklaven die Freiheit Christi und die Kindshaft Gottes zuzuwenden. Ein kurzer Lebensabriß dieses Apostels der Liebe darf deshalb gelegentlich seiner Heiligsprechung in den „Katholischen Missionen“ nicht fehlen.

Zu Verbu, einem Dorfe nicht weit von der Stadt Lerida in Catalonien, erblickte der Heilige das Licht der Welt. Das heute noch bestehende Taufbuch der dortigen, der seligsten Jungfrau geweihten Pfarrkirche bezeugt, daß er am 26. Juni 1580 das Sacrament der Wiebergeburt empfing. Seine Eltern, Petrus Claver und Anna Corbero, waren fromme, ihres christlichen Lebenswandels wegen in der ganzen Gemeinde allgemein geachtete

Ackersleute, welche ihre Kinder zunächst für Gott erzogen. Auch diesem Knaben, der in der heiligen Taufe den Namen des Vaters erhalten hatte, suchten sie von frühester Kindheit an ihren frommen Sinn einzufloßen, und ihr heißester Wunsch war es, ihn für den Priesterstand zu erziehen. Es scheint, daß der Heilige ein Kind des Gebetes war und daß ihn seine Mutter schon vor der Geburt dem Herrn durch ein Gelübde weihte. Der kleine Pedro entsprach den Wünschen seiner Eltern und der Gnade Gottes, welche ihm von der Wiege an in reichem Maße zu theil wurde; zarte Frömmigkeit, innige Liebe zu Gott, eine kindliche Verehrung der Mutter Gottes zeichneten das Kind und den Knaben aus. Dabei gewannen ihm jugendliche Anmuth, ein lebhaftes, aber doch bescheidenes Wesen aller Herzen, und bald auch zeigte sich seltene geistige Begabung. Den ersten Unterricht empfing der Heilige von einem geistlichen Oheim, welcher in dem 15 Stunden von dem Heimort entfernten Städtchen Solsona am Fuße der Pyrenäen ein Canonicat versah, und machte sowohl in der Tugend als in den Vorkenntnissen zum Studium der Theologie solche Fortschritte, daß ihm der Bischof von Vich am Feste der Unbefleckten Empfängniß 1595 — von diesem Tage datirt wenigstens das Document — die Consur erteilte und ihn so unter die Cleriker aufnahm. Zur Fortsetzung seiner Studien schickten ihn die Eltern nach Barcelona, wo er in dem vom hl. Franz Borgia gegründeten Colleg der Gesellschaft Jesu sich in der Wissenschaft wie in der Heiligkeit mit glühendem Eifer weiterbildete. Wenig ist uns zwar über die Zeit seiner Studien bekannt, doch wird hervorgehoben, daß er ein Mitglied der Marianischen Congregation war, und schon aus

diesem Umstande darf man auf seinen Fleiß und seinen tadellosen Wandel schließen, da nur fleißigen und sittenreinen Schülern die Aufnahme unter die Ehrengemeinschaft Mariens gewährt wurde. Einen tiefen Blick in sein schon damals die Sammlung und Abtötung liebendes Herz gewährt auch der folgende Zug. 1599 feierte Philipp III. von Spanien in Barcelona seine Ehe mit Margareta von Oesterreich. Die ganze Stadt war voll Jubel und Festlichkeiten; der Adel von Catalonien, die Cortes, viele Bischöfe und Aebte waren herbeigeeilt, um das seltene Fest durch den Glanz ihrer Gegenwart zu verherrlichen. Die Straßen und Plätze wogten von zahllosen Schaulustigen. Unser heiliger Jüngling aber versagte seinen Augen den Anblick dieser Pracht und Herrlichkeit und benutzte die Vakanztage dazu, ganz allein in der Kirche der Gesellschaft Jesu vor dem hochwürdigsten Gulte zu beten.

Der Weg zu geistlichen Würden stand dem durch seltene Kenntnisse geschmückten Jünglinge offen, wenn er nun einmal doch sich dem Dienste des Herrn weihen wollte. Aber das Sehnen seines Herzens ging höher; durch die Gelübde wollte er sich ganz und ungetheilt Gott zum Brandopfer weihen. Lange hatte der fromme Jüngling im Gebete seine Wahl Gott empfohlen und dieselbe mit seinem Gewissensführer, dem sein unschulbiges und edelmütziges Herz ganz offen lag, beraten. Endlich konnte er an seinem Berufe nicht mehr zweifeln und bat seine bisherigen Lehrer und Leiter, die Väter der Gesellschaft Jesu, demütig um die Aufnahme in ihren Orden. Sie wurde ihm von P. Melchior Valpedrosa, dem Provinzial von Aragonien, gewährt, jedoch unter der Bedingung, daß er die Erlaubniß seiner Eltern zum Eintritte erhalte. Der eifrige Jüngling wußte seinen Eltern das Opfer, welches Gott vielmehr von ihnen als von ihm verlangte, als das höchste Glück darzustellen und nannte in begeisterten Worten den Ordensberuf ein Unterpfand ganz besonderer göttlicher Huld, so daß die frommen Leute mit Freudenthränen ihre Einwilligung gaben und ihren Sohn ungetheilt dem Herrn weiheten. Ohne Zögern antworteten sie auf seinen Brief, indem sie ihm aus ganzem Herzen den Elternsegen zu seinem Entschlusse schickten. Sie verlangten nicht einmal, daß ihr Kind sie vor seinem Eintritte noch einmal besuche, und so begab sich der heilige Jüngling sofort nach Tarragona, wo er am 7. August 1602 in das Noviziat eintrat.

Wenn Claver schon als Student zu Barcelona ein heiligmäßiges Leben führte, so entfaltete sich sein Tugendleben in der Schule religiöser Vollkommenheit zu einer wunderbaren Blüte. Die Gesinnungen, die ihn beim Eintritte erfüllten, sind uns in den folgenden Ausbrüchen seines überströmenden Herzens aufgezeichnet: „Herr, wodurch habe ich es verdient, daß du mich aufnimmst in dein Haus? Nur deiner unendlichen Barmherzigkeit verdanke ich den Eintritt in dieses Paradies; aber auch nur durch die glühendste und standhafteste Liebe kann ich dir meine Dankbarkeit für diese kostbare Gnade bezeugen. Schenke mir nur noch diese eine Gnade, daß ich in deinem Dienste ausharre, dir allein angehöre, dich allein liebe, dir allein lebe. Geliebte Mauer,“ fuhr er in heiliger Begeisterung fort, „welche Banne, euch zu sehn, zu berühren, zu besitzen! Heilige Einsamkeit, in welcher die Seele wahre Freiheit findet, ist es möglich, daß ich in deinen Armen weile? Heiliges Haus, mir theurer als die Paläste der Könige, du sollst fürderhin der Ort meiner Freuden sein! Und du, o Gott der Erbarmung, meine einzige Hoffnung und Stütze, gib durch deine Gnade, daß ich nicht aus meiner Schuld einen Schatz verliere, den ich einzig deiner Güte verdanke!“ Das Gefühl tiefer Demuth und glühender Liebe, das

sich in diesen Worten ausdrückt, ist charakteristisch für den hl. Petrus Claver. Nicht weniger sind es die folgenden Vorsätze, die er im Noviziate niederschrieb und die man füglich das Programm seines Lebens nennen kann: „1. Gott in allen Dingen suchen und in allen Dingen zu finden trachten. 2. Alles zu Gottes größerer Ehre thun. 3. Aus allen Kräften einen so vollkommenen Gehorsam zu erwerben suchen, daß man bereit ist, Willen und Urtheil seinem Vorgesetzten in allem zu unterwerfen, wie Jesu Christo selbst. 4. In dieser Welt nichts suchen, als was Jesus Christus selbst darin suchte, das ist: Seelen zu retten, zu arbeiten, zu leiden und für die Rettung der Seelen aus Liebe zu Jesus Christus zu sterben.“ In der That, namentlich dieser letzte Satz ist der kurze Inbegriff des Lebens unseres Heiligen.

In die Zeit des Noviziats fällt auch eine Wallfahrt des Seligen nach dem etwa 20 Stunden von Tarragona entfernten berühmten Wallfahrtsorte Montserrat. Das uralte Benedictinerkloster mit seiner Kirche und dem Gnadenbilde der Mutter Gottes liegt auf einer Bergplatte in halber Höhe eines jäh aufsteigenden, wild zerklüfteten Felskegels. Unser Bild (S. 73) zeigt das Kloster in seinem jetzigen Zustande. Bonaparte's Soldaten haben einen Theil des altherwürdigen Baues mit Pulver gesprengt, einen andern eingestürzt, und die Ruinen sind nur zum Theile wieder aufgebaut worden. Die Kirche ist von außen ganz verbaut und nur durch den niedrigen Glockenthurm kenntlich. Ihr Inneres bildet ein schönes, schlankes Schiff, 15 m breit und 50 m lang, das von einem Kapellenkranze umschlossen ist. Ueber dem Hochaltare steht das uralte Gnadenbild, das die Legende wie so manches andere dem heiligen Lucas zuschreibt und das schon zur Zeit der Apostel nach Barcelona gekommen sein soll. Noch immer strömen die Pilger aus ganz Spanien in Schaaren nach Montserrat; am Hauptfeste Mariä Geburt, sollen bei 60 000 das Gnadenbild besuchen.

Die Wallfahrt des hl. Petrus Claver, welche er in Begleitung von zwei anderen Novizen gegen Ende seines Noviziats vornahm, fällt in das Jahr 1604. Drei Tage weilte er auf dem heil. Berge und konnte sich von der Kirche und dem Gnadenbilde kaum trennen, vor welchem der hl. Ignatius im Jahre 1522 die Nacht im Gebete zubachte und sein Ritterschwert aufhing, bevor er die Gesellschaft Jesu gründete. Wahrscheinlich besuchten die Novizen auch das nur wenige Stunden nördlich von Montserrat gelegene Manresa, den denkwürdigen Ort, an welchem ihr heiliger Ordensstifter von Gott die Grundzüge der „Geistlichen Uebungen“ und in denselben den ersten Plan der Gesellschaft Jesu empfing. Die Wallfahrt nach Montserrat hinterließ einen bleibenden Eindruck im Herzen Clavers, so daß er in späteren Jahren noch heilige Thränen vergoß, wenn die Rede auf diese Gnadenstätte kam. Man folgerte daraus, daß ihn die seligste Jungfrau, die er von Kindheit auf so zärtlich verehrte, bei dieser Gelegenheit ganz außerordentlicher Tröstungen gewürdigt habe.

Am 8. August 1604 legte der Heilige die einfachen Gelübde der Scholastiker ab. Es folgte die Wiederholung der humanistischen Studien in Gerona; dann wurde er im Herbst 1605 nach Palma auf der Insel Majorca gesandt, um in dem dortigen Colleg den philosophischen Studien obzuliegen. Groß war seine Freude ob dieser Bestimmung; denn im Colleg von Palma lebte damals ein frommer Laienbruder, dessen Ruf der Heiligkeit sich schon weithin über Spanien verbreitet hatte. Das war der hl. Alphons Rodriguez, von Gott bestimmt, der väterliche Freund und geistliche Führer unseres jungen Apostels zu werden. Auch ihn hat Leo XIII. am 15. Januar dieses Jahres feierlich

unter die Heiligen versetzt und so der Demuth dieses großen Dieners Gottes auch auf dieser Welt die verdiente Krone geboten. Der hl. Alphons war am 25. Juli 1531 zu Segovia geboren; nach einem gottseligen Leben in der Welt fühlte er sich zur Höhe der christlichen Vollkommenheit berufen, verließ also die angesehene Stellung, die er als Kaufmann unter seinen Mitbürgern eingenommen hatte, und weihte sich im reifen Mannesalter als schlichter Laienbruder einer wahrhaft heroischen Uebung der Demuth und Selbsthingabe. Gott, der „die Stärke der Schwachen und die Erhöhung der Demüthigen ist“, wie das Kirchengebet unseres Heiligen hervorhebt, gesiel es, den heil. Bruder durch viele übernatürliche Erleuchtungen und Offenbarungen auszuzeichnen.

Als der junge Claver nach Majorka kam, war Alphons ein ehrwürdiger Greis von mehr als 70 Jahren. Aber die beiden gottbegnadigten Seelen hatten sich bald gefunden. Mit Erlaubniß der Obern wählte sich der Jüngling den in der Schule der Heiligkeit ergrauten Ordensmann zu seinem ganz besondern väterlichen Rathe und machte unter dessen Leitung erstaunliche Fortschritte. Wie Goldkörner und Edelsteine sammelte er die Grundfähigkeiten, welche der heilige Lehrer seinem Herzen einpflanzte, und wir dürfen nicht unterlassen, die hauptsächlichsten hier kurz wiederzugeben, weil sie ein Bild des innern Lebens dieser beiden Heiligen entwerfen.

Ein Ordensmann, der auf dem Wege der Tugend Fortschritte machen will, strebe vor allem nach Selbstkenntniß. Selbstkenntniß ist die Grundlage der Demuth, Mangel an Selbstkenntniß die Wurzel des Stolzes. Gott allein muß ihm alles in allem sein. In allen Menschen schaue er Gott und ehre sie als Ebenbilder Gottes; für alle bete er, ganz besonders auch für seine Feinde, und suche Böses mit Gutem zu vergelten. Jede Handlung beginne er in der Absicht, dadurch Gott nach seinen Kräften zu verherrlichen, setze sie fort in Vereinigung mit den Verdiensten Christi und vollende sie zu seinem und seiner Mitmenschen Heil. Er gewöhne sich, an die Gegenwart Gottes in seinem Herzen zu denken, und nehme bei ihm Einker im Gebete. Seine Sinne tödte er ab und betrage sich in allem wie ein Mensch, welcher der Welt abgestorben ist und nur mehr für Gott lebt. Lob fliehe er, Verachtung sei ihm lieb um Christi willen, der für ihn verachtet wurde. Als Stoff zu seinen Betrachtungen wähle er die letzten Dinge des Menschen, die Tugenden seines Standes, vor allem aber das bittere Leiden Christi. Die seligste Jungfrau Maria ehre und liebe er von ganzem Herzen und suche die Tugenden der Heiligen allen Ernstes nachzuahmen.

Diesen kurzen Abriß des Strebens nach Vollkommenheit erläuterte der heilige Lehrer seinem eifrigen Schüler durch folgende, von diesem aufgezeichnete Punkte: „1. Die Heiligkeit und Vollkommenheit des Menschen besteht darin, daß er den Willen Gottes thue. Darauf muß sein Streben in allen Dingen und zu jeder Zeit gerichtet sein. Je genauer er den Willen Gottes erfüllt, desto größer ist seine Vollkommenheit. — 2. Um den Willen Gottes zu thun, muß der Mensch seinen eigenen Willen verläugnen; je mehr er sich selbst stirbt, desto mehr lebt er in Gott. Um aber diesen doppelten Zweck zu erreichen, muß er Gott lieben, und je mehr er sein Herz von der Eigenliebe reinigt, desto größer wird seine Liebe zu Gott. — 3. Um Gott zu lieben, wie er geliebt werden sollte, muß man sich von aller irdischen Liebe losreißen; man muß nur Gott lieben und alles andere einzig wegen Gott. — 4. Bei allen seinen Gedanken, Worten und Werken soll der Mensch nur Gottes Ehre bezwecken. Sein unablässiges Streben muß auf die Gleichförmigkeit seines Willens mit dem Willen Gottes gerichtet sein, so

daß er nichts verlange, selbst nicht etwas Gutes, was Gott nicht will, und daß der Friede seiner Seele durch keine Prüfung, die Gott über ihn verhängt, gestört werde. — 5. Um aus allen Widerwärtigkeiten wahren Nutzen zu ziehen, muß der Mensch unter Vorwürfen, Beschimpfungen und Mißhandlungen zu schweigen wissen, sei er schuldig oder unschuldig. Streitet man mit ihm, so sei Schweigen sein Sieg. — 6. Um rasche Fortschritte in der Tugend zu machen, verwende er besondern Fleiß auf die Beherrschung seiner Zunge. Alle seine Reden sollen Wahrheit, Frieden und Erbauung athmen. Er sage viel mit wenig Worten, und um stets gut zu reden, rede er nur von Gott oder mit Gott. — 7. Keine Arbeit ziehe er derjenigen vor, welche ihm der Gehorsam auferlegt, wer immer sein Vorgesetzter sei. Um Gottes willen unterwerfe er sich allen Geschöpfen und thue mit großer Geistesruhe, was in seinen Kräften steht. Kann er nicht alles thun, was man von ihm forderte, und stellt man ihn deshalb zur Rede, so antworte er einfach: „Ich konnte nicht“. Sage man dann, was man wolle, so entschuldige er sich nicht weiter, und wenn man ihm Vorwürfe macht, so schweige er und lasse sich alles sagen, nur nichts gegen Gott oder gegen den Gehorsam! Das ist ein Sieg über sich selbst.“

Nachdem der heilige Laienbruder seinen eifrigen Schüler in der Schule der eigenen Vollkommenheit, welche die Grundlage jedes apostolischen Wirkens sein muß, wohl befestigt sah, entflammte er in seinem Herzen auch das Feuer des Seeleneifers, den glühenden Wunsch, das Reich Gottes auf Erden auszubreiten und möglichst vielen Menschen die Gnade Christi und die ewige Glückseligkeit zu vermitteln. Das ist ja der Endzweck, den der hl. Ignatius bei der Stiftung seines Ordens erstrebte; Wissenschaft und Tugend seiner Mitglieder sollen nur die Mittel sein zur Erreichung dieses apostolischen Zweckes. Ueberdies wußte der hl. Alphons aus einer Offenbarung, die ihm mit Bezug auf seinen Schüler zu theil geworden war, daß der hl. Claver in ganz besonderer Weise zum Apostolate und zwar in der Neuen Welt berufen sei. Als er nämlich eines Tages mit außergewöhnlichem Eifer betete, fiel er in eine Entzückung und wurde im Geiste in die Wohnungen der Seligen entrückt. Da zeigte ihm sein Schutzengel, der ihn begleitete, jene strahlenden, erhabenen Throne, von denen der hl. Johannes in der Geheimen Offenbarung spricht. Und da er einen Thron, der ihm glänzender und herrlicher als die übrigen erschien, noch leer erblickte, fragte er seinen Führer, für wen derselbe bereitet sei. „Für deinen Schüler Claver,“ antwortete ihm der Engel. „Das ist der Lohn für seine Tugenden und für die große Menge Seelen, die er einst in Westindien Gott gewinnen wird.“ Der heilige Laienbruder war voll des Trostes ob dieses Gesichtes, theilte dasselbe aber niemanden mit als seinem Beichtvater, der es nach dem Tode des Heiligen offenbarte. Dem jungen Claver sagte er nichts davon. Statt dessen suchte er ihn durch seine Gespräche für die Arbeiten und Mühsale des Missionswerkes zu entflammen, wozu er von Gott berufen war. Eine dieser gottbegnadigten Ermahnungen, die er kurz vor Clavers Abschied von Majorka dem jungen Ordensmanne ertheilte, ist uns aufgezeichnet. „Lieber Bruder,“ sagte der Heilige, „ich kann es dir mit Worten nicht ausdrücken, welchen Schmerz meine Seele empfindet, wenn ich bedenke, daß der größte Theil der Erde noch immer den wahren Gott nicht erkennt, weil es an Dienern fehlt, seinen Namen zu verkünden. Wie viel Thränen kostet mich der Anblick so vieler Völker, welche in Finsterniß wandeln, weil niemand ihnen die Leuchte bringt, die ihnen den Weg

zeigen würde; so vieler Seelen, welche verloren gehen, nicht aus Trost, sondern weil sich niemand die Mühe gibt, sie zu retten! Ach, man sieht so manche nutzlose Arbeiter, wo keine Ernte reist, und wo eine überreiche winkt, fehlt es an ihnen. So viele Diener des Herrn, welche in Amerika Schaaren von Seelen den Himmel aufschließen könnten, leben müßig in Europa. Man fürchtet die Mühe, welche ihr Aufsuchen in jenem Lande fordert, bedenkt aber nicht die Gefahr und die Verantwortung, der man sich bloßstellt, weil man sie ohne Hilfe läßt. Man geizt nach den Reichtümern und Schätzen Amerika's und kümmert sich nicht um seine Bewohner. Soll die Liebe den Weg über die Meere nicht finden, den die Habgucht schon seit langer Zeit erschlossen hat? Ganze Flotten, belastet mit den Schätzen Indiens, laufen Jahr für Jahr in Spaniens Häfen ein, und an die Menge von Seelen, die man dort gewinnen und in den Hafen der ewigen Seligkeit einführen könnte, denkt man nicht! Sollte wirklich die irdische Liebe mit mehr Feuer und Eifer nach vergänglichen Schätzen streben, als die Liebe zu Jesus Christus nach der Rettung unsterblicher Seelen? Wenn die Wilden auch noch so tief gefallen sind, so sind sie dennoch Diamanten, ungeschliffene freilich, deren Schönheit aber die Mühe des Schleifens reichlich lohnt. Wohlan denn, heiliger Bruder, Bruder meiner Seele, siehe, welch weites Feld deinem Eifer offen steht! Wenn dir die Ehre des Hauses Gottes am Herzen liegt, so eile hin nach Westindien, um dort viele tausend Seelen zu gewinnen, die sonst verloren gehen! Wenn du Jesum Christum liebst, so eile hin und suche das Blut zu verwerthen, welches er auch für jene Nationen vergossen hat, die seinen Preis noch nicht kennen. Arbeite mit ihm, arbeite bis zum Tode für das Heil der Menschen; du bist ja ein Mitglied seiner Gesellschaft! Die Bereitwilligkeit, auf den ersten Befehl der Obern nach Indien zu gehen, ist ohne Zweifel schon viel, aber nicht genug für einen Jesuiten; da das Apostolat sein erhabener Beruf ist, muß er den Obern seinen Wunsch, in die Missionen gesandt zu werden, selbst mittheilen und seine Sendung mit Eifer betreiben. Stelle ihnen also dein Verlangen ohne Zögern vor; bitte sie, bestürme sie. Diese

heilige Zubringlichkeit ist nicht gegen den Gehorsam, wenn man mit Grund annimmt, der Obere verschiebe die Gewährung der Bitte nur, um unsere Standhaftigkeit zu prüfen."

Sicher, daß ihm durch den heiligen Greis der Wille Gottes verkündet worden sei, schrieb Claver sofort an seinen Provinzial einen Brief, wie ihn nur sein glühender Seeleneifer eingeben konnte, und bat dringend, als Missionär zu den Wilden gesandt zu werden. Der P. Provinzial antwortete, er werde seinen Beruf demnächst persönlich in Barcelona prüfen, wohin er sich zu begeben habe, um daselbst das Studium der Theologie zu beginnen. Claver hatte nämlich die Philosophie voll-

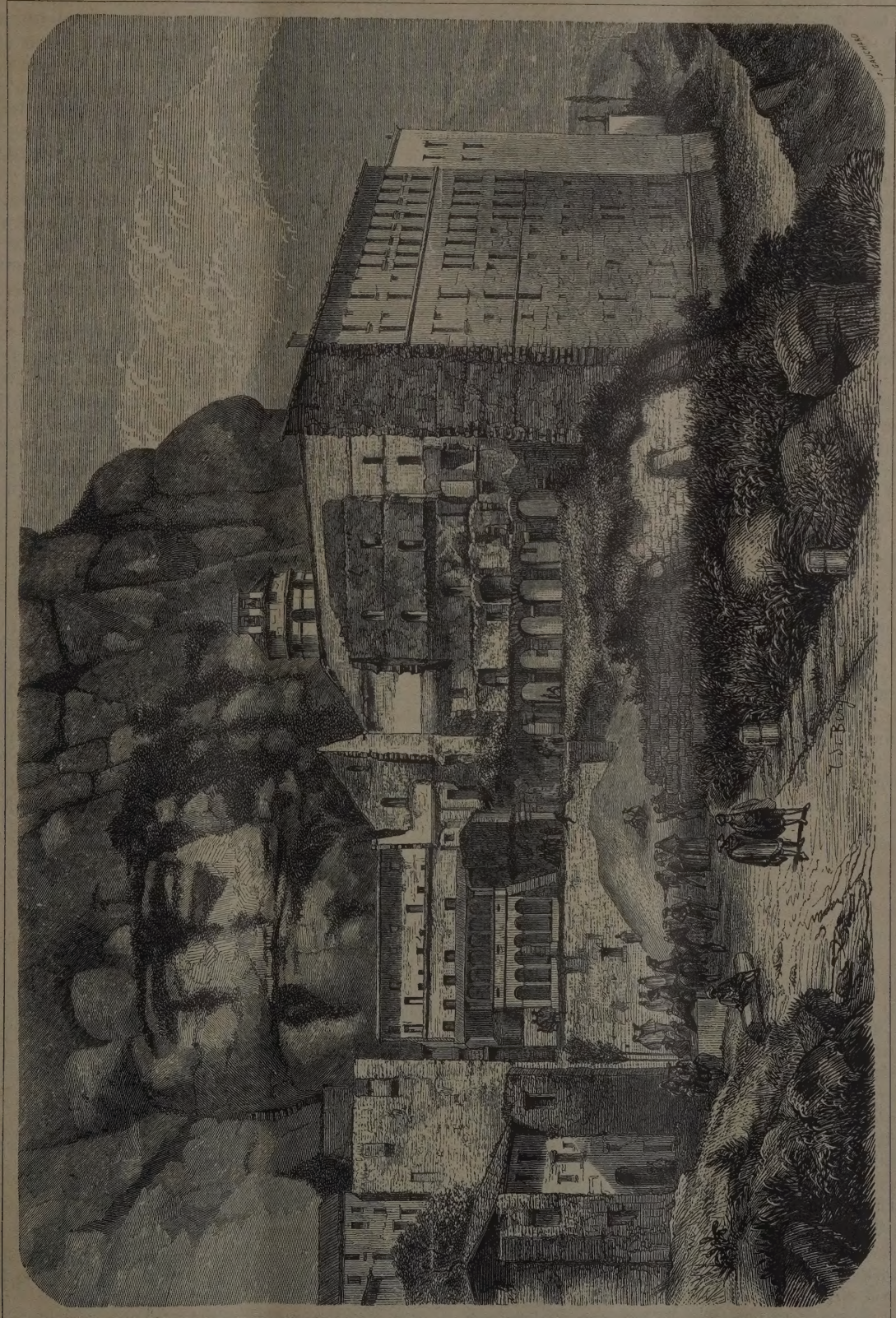
endet, und da er mit außergewöhnlichem Talente den gewissenhaftesten Fleiß verband, solche Fortschritte gemacht, daß er ausersesehen wurde, in öffentlicher Disputation Lehrsätze aus dem gesammten Gebiete der Philosophie zu vertheidigen. Schwer wurde den beiden Heiligen der Abschied. Der Greis versprach dem Jüngling, ihn mit seinen Gebeten immer zu begleiten, und gab ihm als Andenken ein eigenhändig geschriebenes Büchlein, Anweisungen zur Vollkommenheit, das Claver als seinen größten Schatz betrachtete, immer bei sich trug und selbst auf dem Sterbebette noch an sein Herz drückte. So schied Claver im Herbst 1608 von seinem heil. Lehrer, den er auf Erden nie mehr sehen sollte. Der hl. Alphons Rodriguez starb am 31. October 1617, mehr als 86 Jahre alt.

Die Fahrt von Palma nach Barcelona ist durch eine auffallende Belohnung ausgezeichnet:



Der hl. Alphons Rodriguez, Laienbruder der Gesellschaft Jesu.

net, die Clavers kindlichem Vertrauen auf die Vorsehung Gottes zu theil wurde. Als er nämlich mit seinen Gefährten an den Hafen kam, fanden sie ein so morsches und schlecht bemanntes Schiff für die Fahrt bereit, daß die Mitbrüder des Heiligen beschlossen, ein stärkeres und besser bewaffnetes Fahrzeug abzuwarten. Claver jedoch war der Meinung, gerade dieses Schiff sei ihm vom Gehorsam zur Fahrt angewiesen; er bestieg es also voll Vertrauen in die Leitung Gottes und erreichte Barcelona nach rascher und glücklicher Fahrt. Nicht so erging es seinen Gefährten; sie wurden zusammen mit dem stark bewaffneten Fahrzeuge von Corsaren gekapert und als Gefangene nach Algier geführt.



Das Kloster Montserrat in Spanien.

Raum in Barcelona angekommen, trug der hl. Claver den Obern seine Bitte, in die Missionen geschickt zu werden, abermals vor. Man beschied ihn, sich zu gedulden, einmal, um seine Beständigkeit zu prüfen, dann aber auch, um ein so seltenes Talent für die Hochschulen der Heimat zu erhalten. Einstweilen sollte er Theologie studiren, und er entsprach dieser Anordnung der Obern mit solchem Eifer, daß er auch in Barcelona bald zu den ausgezeichnetsten Schülern der Theologie zählte. Gleichzeitig diente sein Tugendleben allen Mitbrüdern zur Erbauung, und seltene Gunstbeweise Gottes, welche er trotz aller Vorsicht nicht ganz verbergen konnte, verbreiteten den Ruf seiner Heiligkeit. Die Obern konnten endlich nicht mehr daran zweifeln, daß der Missionsberuf des heiligmäßigen Ordensmannes von Gott komme, und so ertheilte P. Joseph von Villegas, der damalige Provinzial von Aragonien, auf erneute Bitte den 23. Januar 1610 ihm endlich die ersuchte Erlaubniß und zugleich die Weisung, nach Sevilla zu gehen, um von dort die weite Meerfahrt anzutreten. Wer beschreibt die Freude unseres Heiligen! Wieder und wieder las er den Brief und bedeckte ihn mit Küßen; dann warf er sich auf seine Kniee und dankte Gott für diese Gnade.

Natürlich machte sich Claver so bald als möglich auf den Weg nach Sevilla. Dem Beispiele des hl. Franz Xaver folgend, brachte er Gott das Opfer, auf den Besuch seiner hochbetagten Eltern, bevor er den Boden Spaniens für immer verließ, großmüthig zu verzichten. Ebenso lehnte er in seiner Demuth den Empfang der Priesterweihe ab, den ihm die Obern ausnahmsweise, obgleich er das Studium der Theologie noch nicht vollendet hatte, erlauben wollten.

Im April 1610 ging die Gallione, welche die Missionäre trug, unter Segel. Die beschwerliche Fahrt über den Atlantischen Ocean, welche damals gewöhnlich mehrere Monate dauerte, gab dem jungen Glaubensboten Gelegenheit, seine Nächstenliebe glänzend zu bewähren. Er übernahm die Sorge für die Kranken und verweilte Tag und Nacht in den engen, mit verpesteter Luft gefüllten Kabinen an ihrem Schmerzenslager, mit engelgleicher Geduld Trost und Erquickung spendend. Alle schmachtenderen Speisen, die ihm der Schiffscapitän zukommen ließ, brach er sich vom Munde ab und trug sie den

Kranken zu. Auch sonst trat er durch sein Beispiel und seine Ermahnungen unter der Schiffsmannschaft als wahrer Apostel auf. P. Mozia, der Obere der Missionäre, staunte über die seltenen Talente und Tugenden des jungen Ordensmannes und war schon entschlossen, denselben mit sich nach Peru zu nehmen, als es die göttliche Vorsehung, welcher Claver diese Angelegenheit in inbrünstigem Gebete empfahl, dennoch so fügte, daß er für die Mission von Cartagena bestimmt wurde, wie der hl. Alphons es im Gebete geschaut hatte.

Als er den Boden betrat, der die Stätte seiner Arbeiten und Leiden sein sollte, fiel er auf seine Kniee und küßte ihn. Aber noch war die Zeit der Vorbereitung nicht zu Ende. Die Obern schickten ihn nach dem nahezu 200 Stunden im Innern des Landes gelegenen Santa Fe de Bogota, der Hauptstadt Neu-Granada's, die unseren Lesern aus dem Lebensbilde des hl. Ludwig Bertrand¹ bekannt ist. Dort mußte er noch zwei Jahre Theologie studiren. Dann brachte er zu Tunja in Gebet und heiliger Zurückgezogenheit das sogen. dritte Probejahr zu, welches der hl. Ignatius zur unmittelbaren Vorbereitung auf die apostolische Wirksamkeit bestimmt hat, und wurde im November 1615 nach Cartagena zurückgerufen, um seine Arbeiten am Heile der Seelen zu beginnen. Vom Gehorsam genöthigt — lange wollte er nach dem Beispiele seines heiligen Lehrers Alphons in seiner Demuth als Laienbruder Gott dienen —, empfing er endlich am Feste des hl. Joseph, den 19. März 1616, aus der Hand des Bischofs von Cartagena die heilige Priesterweihe und trat wie ein von Liebe flammender Seraph an den Altar, um Gott das erhabene Opfer der heiligen Messe zum erstenmale darzubringen. Der hl. Petrus Claver war der erste Jesuit, der in Cartagena seine Primiz feierte. Er wählte dazu eine Kapelle der heiligsten Jungfrau, in welcher ein Gnadenbild der Himmelskönigin verehrt wurde.

Nun war der Heilige für das Werk, wozu ihn Gott berufen, ausgerüstet. Reiche Gnaden waren ihm dafür zu theil geworden; er hatte getreu mit denselben mitgewirkt und sich selbst zu einem tauglichen Werkzeuge in der Hand Gottes gemacht, um Trost und Segen für Zeit und Ewigkeit in Tausende wunder Herzen zu gießen.

(Fortsetzung folgt.)

Bei den Kopten in Oberägypten.

(Mitgetheilt von R. P. Aufesage S. J.)

1. Achmim.

Am 17. Januar (1887) traf ich auf meiner Nilfahrt in Achmim ein und ließ mich sofort durch einen kleinen Fellahknaben in das Kloster der Franziskaner führen. Der hochw. P. Vincenzo nahm mich mit der herzlichsten Gastfreundschaft auf. Nach der heiligen Messe gesellten sich im „Divan“, wie hier der Speisesaal heißt, auch die PP. Francesco und Fortunato zu uns, welche am Abende vorher angekommen waren und nach ihrem Kloster in Luxor gehen sollten. Auch P. Paolo, der koptische Pfarrer, ein alter Jüngling der Propaganda, kam. Ich befand mich sofort unter Freunden und Brüdern und kann nicht umhin, den hochw. Franziskanerpater an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank für die große Liebe und Gastfreundschaft auszusprechen, welche sie mir in allen ihren Klöstern in Oberägypten, zu Luxor, Keneh, Siut u. s. w. erwiesen haben.

Das Kloster von Achmim ist geräumig und gut gebaut und kann im Vergleiche zu den landesüblichen Privatgebäuden ein

Prachtbau genannt werden. Der Eingang führt durch einen von Säulenhallen umschlossenen Hofraum; auch die Kirche ist verhältnißmäßig groß, sehr reinlich und gut besorgt. Aber die Jahre fangen an, das einst solide Mauerwerk zu zerstören, und die Armuth der Patres gestattet die durchaus nothwendige Verbesserung nicht; wenn sie keine Unterstützung erhalten, wird das Gotteshaus bald eine Ruine sein.

Achmim ist so wunderschön gelegen, daß man sein malerisches Bild nicht leicht vergessen wird. Schon aus bedeutender Ferne sieht man das Städtchen auf einem niedrigen Vorgebirge gelagert; Akaziengebüsch ist sein grüner Mantel, und schlankte Palmen flechten ihm eine blütenreiche Krone. Zu seinen Füßen schmiegte sich in einem Halbkreise lieblosend der Nil; im Osten zeichnet die arabische Bergkette ihre duftigen Linien auf den blauen Himmel. Dank seiner höhern Lage, seinen Bäumen und dem Flusse erfreut sich Achmim auch während der größten Hitze eini-

¹ Vgl. die Aufsätze im Jahrgang 1884.

ger Kühlung. Die Reinlichkeit seiner Straßen läßt weniger zu wünschen übrig als es sonst in Oberägypten der Fall ist; auch sind sie breiter und gerader. Die Häuser werden mit Ziegeln aus Rilschlamm aufgeführt, die man an der Sonne trocknen ließ. Gewöhnlich sind sie von einem Kranze großer Krüge gekrönt, welche den Tauben zum Nisten dienen; überdies erhebt sich auf dem flachen Dache ein viereckiger geweihter Thurm, das eigentliche Taubenhaus. „Den Vögeln der obere Theil, den Menschen der untere Theil der Wohnung“, das ist Landessitte. Die Taubenzucht ist hier recht einträglich sowohl wegen der Jungen als auch wegen des Taubenmistes, der ziemlich hoch bezahlt wird. Die Araber denken jedoch nicht daran, ihnen Futter zu streuen; mögen sie sich auf den Weizen- und Hirsefeldern ihre Körner selber holen!

Achmim hieß in alter Zeit Khemmis oder Khemmin, d. h. Stadt des Khem. Khem war aber der Gott Ammon, „der Erzeuger“. Die Griechen machten Ammon zu ihrem Pan und nannten deshalb die Stadt Panopolis. Einige sind der Meinung, Khem sei gleichbedeutend mit Cham, und die alten Aegypter hätten ihren Stammvater Cham unter diesem Namen verehrt. Der alte Berofus unterstützt diese Meinung. Nordwestlich von der Stadt fanden sich antike Baureste, und es ist bekannt, daß Ptolemäus Philopator hier dem Ammon einen Tempel erbaute. Unter den Trümmern zeigt man zwei in Stein gehauene Thierkreise und einen dritten, der mit Hieroglyphen in erhabener Arbeit bedeckt ist. Der alte arabische Schriftsteller Abulfeda redet in seiner Beschreibung Aegyptens wahrscheinlich von diesem Tempel; er sagt, zu seiner Zeit habe man daselbst einen „Birbsch“ (so nennen die Araber die alten heidnischen Tempel) gesehen, den man wegen der Größe seiner Steine und der zahlreichen Malereien, welche die Mauern bedeckten, zu den herrlichsten Baubauwerken der alten Zeit rechnen müsse.

Achmim war zu Anfang des 4. Jahrhunderts ein Bischofsitz. Ein Bischof von Achmim Namens Pabim wohnte (431) der Kirchenversammlung von Ephesus bei. Nestorius, der in eines der Klöster von Panopolis verbannt wurde, hörte nicht auf, von den Mauern seines Gefängnisses aus das Gift seiner Irrlehre zu verbreiten. Einer Ueberlieferung von Achmim zufolge soll er in dieser Stadt gestorben sein, und Würmer hätten die Zunge des noch Lebenden zerfressen; seine Leiche sei auf den Schindanger geworfen worden, und heute noch zeigt man die Stelle, wo sie unbestattet verfaulte. Die Christengemeinde von Panopolis stand lange Zeit in Blüte. Palladius erzählt: Varus, einer seiner Bischöfe, habe den hl. Pachomius hierher gerufen, daß er ein Kloster daselbst gründe. Der Heilige habe den Wunsch des Bischofs erfüllt, und mehr als 300 Mönche lebten daselbst nach seiner frommen Regel; bald nachher sei auch auf dem linken Ufer des Nil ein Kloster gegründet worden, das über 400 Mönche gezählt habe. Makrizi, ein arabischer Schriftsteller des 15. Jahrhunderts, führt namentlich zwei Klöster von Achmim an, eines, das dem hl. Soter, und ein anderes, das dem hl. Michael geweiht war. Die Kirchen dieser beiden Klöster sind heute in der Hand der Jakobiten. Makrizi berichtet auch einen interessanten Gebrauch, dem der schismatische Clerus dieser beiden Kirchen huldigte, offenbar um sich den Muselmännern für die von ihnen empfangene Duldung dankbar zu beweisen. Jedes Jahr zogen die Priester und Diakone am Palmsonntage in Procession, das Kreuz an der Spitze, mit brennenden Kerzen und geschwungenen Rauchfässern zunächst vor das Haus des Kadi (Richter). Derselbe wurde incensirt, dann las man ihm das Evangelium vor und stimmte zu seiner Ehre

ein geistliches Lied an. In ähnlicher Weise besuchte die Procession die Häuser der einflussreichen Muselmänner und wiederholte überall dieselbe Ceremonie. Dieser Zug ist charakteristisch für die Geschichte des Christenthums unter dem Islam. Makrizi erwähnt noch mehrere andere Klöster, die damals in der Nähe der Stadt bestanden, so desjenigen von Wadi-el-moluk, welches eine halbe Tagreise von Panopolis in einem so engen Thalkessel lag, daß die Sonne es nur zwei Stunden während des Tages beschien. Drei Stunden östlich davon lag das Kloster Karlas auf der Spitze eines Berges; seine Mönche waren gezwungen, das Wasser aus einer beträchtlichen Entfernung herbeizuholen.

Nach und nach vernichteten die Verfolgungen der Mohammedaner im Laufe der Jahrhunderte die Christengemeinde von Achmim. Viele nahmen den Islam an, um dem Tode oder doch wenigstens den endlosen Qualereien, deren Zielscheibe sie waren, zu entgehen. Als im Jahre 1738 zwei Franziskaner vom Apostol. Stuhle die Erlaubniß erhielten, sich in Achmim niederzulassen und den Versuch einer Mission zu wagen, hatte man daselbst kaum mehr eine Erinnerung an die katholische Religion. Die Patres traten zuerst als Aerzte auf, und da sie das Glück hatten, die Tochter des Scheich-el-beleb zu heilen, gestattete ihnen dieser hochgestellte Moslim aus Dankbarkeit, das Kloster und die Kirche zu bauen, welche ihnen heute noch gehören. Seit dieser Zeit bildete sich langsam eine katholische Gemeinde, die jetzt 400—500 Seelen zählt. Die Stadt mag 15 000 Einwohner haben, 6000—7000 sind Schismatiker, der Rest Mohammedaner. Zur Mission von Achmim kann man auch noch die 100 Katholiken des Dorfschens Hamas zählen, das einige Stunden von der Stadt entfernt liegt. Hamas ist der Geburtsort des Mgr. Agabios Bschai, des katholischen Bischofs der Kopten. Derselbe war ein Zögling der Propaganda und erhielt 1866 zu Alexandrien vom apostolischen Delegaten für Aegypten die Bischofsweihe; leider ist er vor kurzem, erst 55 Jahre alt, gestorben.

Die Felder rings um Achmim stehen im Rufe seltener Fruchtbarkeit. Sie liefern ausgezeichnete Baumwolle, Zuckerrohr und den schönsten Weizen Aegyptens. Zu den Betriebszweigen der Bewohner gehört der Taubenhandel und die Fabrikation von Holzkügelchen aus dem Holze der Dumpalme; dieselben werden zu Gebetschnüren gereiht und an die Messapilger verkauft. Zu Achmim werden ferner prächtige Baumwollgewebe hergestellt, bunt von Farbe, dauerhaft und in schönen Mustern, welche herrliche Schabracken und Zelte geben. Sogar eine Dampfmühle von 20 Pferdekraften hat sich bis hierher verirrt. Ein ganz eigenthümliches Geschäft ist die „Fabrikation von jungen Hühnern“, d. h. die künstliche Ausbrütung der Eier. Als P. Sicard im letzten Jahrhundert von dieser Sache schrieb, scheint man nur zu Vorneh in Unterägypten diese Art und Weise der Brütung geübt zu haben. Jetzt ist sie in ganz Aegypten verbreitet. Im Mudirieh (Kreis) von Sohag, zu dem Achmim gehört, bestehen laut der letzten Zählung 70 Brutpfen. Ein Brutofen kann 30—40 000 Eier aufnehmen. Man heizt des Morgens und des Abends eine Stunde mit Kuhmist, dem hier gewöhnlichen Brennmaterial, und sorgt dafür, daß die Wärme nicht über 35° C. steige. Die Arbeiter wenden dann die Eier; sie bedürfen aber keines Thermometers, sondern fühlen die richtige Wärme mit der Hand. Gegen den 10. Tag stellt man die Feuerung ein; am 20. spaltet das Küchlein mit dem Schnabel die Schale und am 21. oder 22. Tag hüpfst es aus seinem Gefängnisse. Man rechnet, daß $\frac{1}{3}$ der Eier auskriechen. Jedermann erhält halb so viel Küchlein als er Eier

in den Ofen legte; der Ueberschuß gehört dem Besitzer der Anstalt. Jährlich kann jeder Ofen etwa zehnmal benützt werden, das würde durchschnittlich 250 000 Küchlein geben. Die Zahl ist erstaunlich, aber die Masse läßt sehr zu wünschen übrig. Die ägyptischen Hühner sind elend und schwächlich; das Fleisch ist schlecht und die Eier sind klein. Man legt die Verschlechterung der Rasse dem künstlichen Brüten zur Last.

2. Eine koptische Taufe.

Am Tage nach meiner Ankunft lud mich P. Paolo zu einer koptischen Taufe ein, welche er als Pfarrer in der lateinischen Kirche zu spenden hatte. Natürlich ließ ich mir die Gelegenheit nicht entgehen, die betreffenden Ceremonien dieses morgländischen Ritus kennen zu lernen, der so berecht zum Herzen

spricht und der phantasiereichen Natur der Orientalen so vorzüglich angepaßt ist. Bei solchen Feierlichkeiten würdigt man die Weisheit des Heiligen Stuhles, der diese altherwürdigen und schönen Ceremonien durchaus beibehalten wissen will. Da sieht man auch, daß die Kirche eine einzige Völkerfamilie bildet, in welcher bei der vollkommensten Einheit der Glaubens- und Sittenlehre die Riten und Gebräuche der verschiedenen Völker geachtet werden.

Die Familie des Neugeborenen hatte sich um das Taufbecken versammelt. Dasselbe ist gewöhnlich tragbar, eine große mit Wasser gefüllte Kupferschale, welche man auf einen mit weißem Tuche bedeckten Tisch stellt. Während der Priester sich mit den heiligen Gewändern, mit dem Schultertuche, der Albe, die mit einem Lederriemen gegürtet wird, der Stola und dem Chormantel, bekleidet, werden die Kerzen angezündet. Auch



Katholische Kirche und Franziskanerkloster in Luxor.

die Mutter des Kindes ist zugegen; sie trägt das Kind in ihren Armen; dasselbe ist wenigstens 40 Tage alt, wenn es ein Knabe, 80 Tage, wenn es ein Mädchen ist. Die Haare der Mutter sind kunstreich geflochten und fallen mit Silbermünzen geschmückt auf ihre Schultern herab; um ihr Haupt ist ein mit Glimmerplättchen und Flittergold gestickter Schleier geschlungen. Zuerst schreitet der Priester zur Ceremonie der Aussegnung (Reinigung) der Wöchnerin. Er beginnt mit den Worten: *Gratias agamus Domino Deo nostro* („Laßt uns danken unserm Herrn und Gott“), die er auf koptisch sagt. Dann folgt ein präfatationsähnlicher Gesang, der mit seiner hohen und eintönigen Melodie an die Lieder der Araber erinnert; derselbe wird durch eine lebhafteste Schellen- und Triangelbegleitung wirksam gemacht;

sehr oft wiederholt sich dabei die Anrufung „Kyrie eleison“ auf griechisch. Dann breitet der Priester seine Arme aus und verrichtet ein Gebet. Es folgt eine Lesung aus dem fünften Kapitel des Hebräerbriefes, welche mit den Worten beginnt: „Mein Sohn bist du: heute habe ich dich gezeugt“; dann wird das Evangelium von Mariä Reinigung nach dem hl. Lucas gelesen: „Nachdem sich die Tage der Reinigung Mariä erfüllt hatten“ u. s. w., und sobald der Psalmvers: „Es stand die Königin zu deiner Rechten“ gesungen ist, folgt noch das Evangelium (Luc. 10): „Jesus kam in ein Dorf, und ein Weib Namens Martha nahm ihn in ihr Haus auf.“ Dann beginnt eine Reihe von Gebeten für die Kirche, den Papst, für alle Gläubigen, und die Ceremonie der Reinigung ist vollzogen.

Der zweite Theil der heiligen Handlung besteht aus Exorcismen, Salbungen und Weihen. Zuerst nimmt der Priester den Exorcismus über das Kind vor; dann wird das Wasser geweiht und das Del exorcisirt und mit demselben der Mutter Stirne, Brust und Hände, dem Kinde Stirne, Brust und Rücken gesalbt. Der Täufling wird nun in die Arme des Taufpathen gelegt, und abermals folgt eine Reihe von Exorcismen, Gebeten, Handauslegungen und Anhauchungen. Wenn dieselben zu Ende sind, legen Pathe, Pathin und die übrigen Verwandten mit lauter Stimme das Glaubensbekenntniß ab, und nochmals wird die Salbung des Täuflings auf Stirne, Brust und Rücken mit Gebet und Handauslegung wiederholt. Im dritten Theile der heiligen Handlung schreitet der Priester zur eigentlichen Taufe. Zunächst gießt er Del ins Taufwasser.

Dann liest der „Schammas“ (Diakon) einen Abschnitt aus dem Titusbriefer (2, 11), der mit den Worten beginnt: „Es erschien die Gnade Gottes, unseres Erlösers.“ Gleich nach dieser Lesung erklingen Symbaln und Triangeln, welche den griechischen Gesang Hagios o Theos, Hagios Ischyros, Hagios Athanatos, eleison hymas („Heiliger Gott, Heiliger Starke, Heiliger Unsterblicher, erbarme dich unser“) begleiten. Man legt Weihrauch in das Rauchfaß, und der Diakon liest das Evangelium Joh. 3: „Es war ein Mann aus den Pharisäern, Nikodemus mit Namen u. s. w.“ Abermals erschallt lebhaftes Musikt, welche den kräftigen Kyrie-Gesang begleitet. Dann legt der Priester die eine Hand auf den Täufling und die andere auf das Wasser, während alle Umstehenden abermals das Glaubensbekenntniß beten, und bezeichnen darauf das



Ansicht von Sohag in Oberägypten.

Wasser mit dem in Chrysam getauchten Daumen dreimal in Kreuzform, indem er die Worte spricht: „Gepriesen sei Gott der Vater, der Sohn und der Heilige Geist.“ Zum drittenmale erbraust Musik, während der Priester betet und Wasser und Chrysam vermengt. Endlich taucht er, vom Pathen unterstützt, den Leib des Kindes zu einem Drittel in das Taufwasser und spricht dabei die Worte: „Ich taufe dich im Namen des Vaters“ (das Kind zum zweiten Drittel eintauchend), „und des Sohnes“ (das Kind bis an den Kopf eintauchend), „und des Heiligen Geistes. Amen.“ Damit ist die Taufe vollzogen, und man zündet sofort alle Kerzen an.

Unmittelbar nach der Taufe wird dem Neugetauften das Sacrament der Firmung gespendet. Gemäß dem alten Ge-

brauche der koptischen Kirche spendet dasselbe, wenn kein Bischof anwesend ist, ein einfacher Priester. Ich übergehe die einzelnen Ceremonien und bemerke nur, daß das Kind an nicht weniger als 36 Stellen gesalbt wird. Die Lesungen aus dem Evangelium wechseln mit einer Musik ab, die immer fröhlicher und begeisterter klingt, und die ganze heilige Handlung schließt mit einem Umgang im Innern der Kirche. Der Eindruck, den man bei diesen orientalischen Ceremonien empfängt, ist der, daß diese guten Leute noch immer einen lebendigen Glauben haben, welcher sie drängt, ihren Gefühlen durch Gesänge, Musik und Jubel Ausdruck zu verleihen. Es fehlte nicht viel, und ich hätte sie tanzen sehen, wie einst der heilige König David vor der Bundeslade tanzte. Der orientalische Charakter bleibt sich immer gleich.

3. Die Mitebene bei Sohag.

Gerne hätte ich noch die alte Todtenstadt von Achmin besucht, die etwa drei Stunden entfernt in den Bergen liegt. Die feinselige Stimmung der Beduinen, welche dort umherstreifen, machte aber den Ausflug unmöglich. Bald nachher gelang es Herrn Maspero, diese Nekropole zu durchforschen, und er entdeckte mehrere Tausend Mumien, von denen jetzt einige im Museum zu Bulak bei Kairo aufgestellt sind.

Ich schied nun von Achmin, um das Weiße und das Rother Kloster zu besuchen. Für den Ritt nach dem Weißen Kloster hatte mir Abuna Paolo freundlichst seinen eigenen Esel geliehen, ein ganz vorzügliches Thier nach dem Zeugnisse seines Herrn, einen Esel, der alle Esel von Kairo übertreffen sollte. Ich erwartete also, daß derselbe einen ordentlichen Galopp anschlagen würde, und bereitete mich demgemäß vor, um ohne Unfall mein Ziel zu erreichen. Allein am andern Morgen wurde mir ein armseliges Reitthier vorgeführt; seine ganze Ausrüstung bestand in einem elenden Saumsattel, kein Zaum, keine Steigbügel, nicht einmal eine Halfter. Da ich die Gewohnheit habe, niemals nach dem ersten Eindruck zu urtheilen, bestieg ich den Grauschimmel voll Vertrauen und zog wie ein König alter Zeit, von einem jungen Fellah als Knappen gefolgt, kühn meiner Wege, nachdem mir die umstehenden Kopten zum Abschiede die Hand geküßt und um meinen Segen gebeten hatten. Umsonst prägelte der Fellahsknabe seinen Esel; der ließ sich dadurch keinen Augenblick aus seiner Gemüthsruhe bringen, und wir erreichten erst nach einer Stunde im Schneeschritte das Nilufer. Eine weitere halbe Stunde hatten wir zu warten, bis der Sodak, die große Barke, welche hier in Oberägypten die fliegenden Brücken vertritt, beladen war. Diese Sodaks nehmen alles mit; Steine, Weizen, Esel, Kameele, Weiber, Muselmänner, Kopten, und sogar „Frangis“, wozu ich gehörte, wurden an Bord genommen. Wenn der Sodak möglichst vollgepackt ist, verläßt man endlich das Ufer und fährt entweder mittels eines Segels oder mit Hilfe der Ruder, aber immer recht langsam, quer über den Strom. Wir brauchten eine volle halbe Stunde zur Ueberfahrt.

Wir kamen nun nach Sohag. Der Ort macht den Eindruck der Wohlhabenheit; er ist die Residenz eines Mudir (Bezirksamtmanns), der daselbst ein schönes Haus für seinen Diwan und seine Bureaux hat. Zwei Moscheen mit zierlichen Minarets erheben den Reiz des Landschaftsbildes. Von Sohag zweigt sich ein vom Nil gespeister Kanal ab, der die Gärten von Siut bewässert; er ist nicht mit dem Bahr-Jusef, dem Josephskanal, zu verwechseln, dessen beide Arme zu Derutelescherif und Montsalout beginnen. Zu Sohag gibt es nur eine katholische koptische Familie, deren Haupt, unter dem

Namen Louis bekannt, ein sehr wohlhabender Gutsbesitzer ist. Sofort begab ich mich zu ihm und kann nicht sagen, mit welcher Herzlichkeit mir diese braven Kopten ihre Gastfreundschaft anboten. Im Nu füllte sich der Diwan mit Menschen: Männern, Weibern, Kindern, Müttern mit Säuglingen auf den Armen; jedes Antlitz leuchtete vor Freude. Ich befand mich im Schoße einer patriarchalischen Familie, welche im Frieden die Wohlthaten des Schöpfers genoß. Da und noch öfter während meiner Reise, wenn ich die Heerden auf den Triften sah, erinnerte ich mich der Worte des Psalmisten: „Siehe, Söhne sind das Erbe des Herrn, sein Lohn ist die Frucht des Leibes!“ *Ecco haereditas Domini filii; merces fructus ventris!*

Nach den üblichen Begrüßungsformeln brachte man Kaffee und Cigaretten. Da ich den Wunsch aussprach, möglichst bald nach dem Weißen Kloster zu reisen, hatte Herr Louis die Güte, mir eine Empfehlung an seinen Bekannten, den Abuna Gobrial, den schismatischen „Gominos“ (Obern) des Klosters, auszustellen. Reichlich versah man mich mit Lebensmitteln für den Ritt, und so trat ich in Begleitung eines Dieners mit vier Kindern des Hauses den Ausflug an. Dieses Mal brauchte ich mein Reitthier nicht anzutreiben; es war ein Esel von der besten Rasse; er hieß Abu-Road, „Niktoater“, und er trug den Namen nicht umsonst; denn wie der Blick fauste er dahin.

Schade, daß nicht alle Freunde der Naturschönheit die üppige Landschaft bewundern konnten, welche sich vor unseren Augen ausbreitete. Es war die Zeit, da die zarten Triebe der Berberpflanze den Boden mit einem smaragdnen Teppich bedecken, der wunderbar schön von dem schwarzen Erdboden und dem satten Grün der Zuckerrohrfelder absticht. Ueberall stehen Hanf, Flachs, Safran, Indigopflanzungen; in den Gärten schießen Erbsen und Linzen, Zwiebeln und andere Gemüse auf. Esel und Pferde weiden ruhig im Grünen, während Ziegen und Hammel fröhlich hüpfen und springen. Männer, Weiber, Kinder gehen und kommen wie geschäftige Ameisen und tragen auf ihrem Kopfe gewaltige Lasten oder treiben beladene Kameele vor sich her. Ueberall Leben und Bewegung! Und nun vertheilen Sie auf dieser blühenden Ebene hier und dort Akaziengebüsch, Maulbeerbäume, Citronenbäume, riesige Sykomoren, und begrenzen den westlichen Gesichtskreis mit der tiefblauen Kette der libyschen Berge, deren Umrisse von leichtem Dufte verschleiert sind, und Sie werden ein unbeschreiblich schönes, zauberhaftes Bild erhalten, an dem der Blick sich niemals satt sehen kann. Meine jungen Begleiter scheinen im Frieden dieser schönen Gegend ganz glücklich zu sein; sie sprengten auf die Felder hinaus und kehrten wieder zu mir zurück, um mir eine Handvoll „Helbeh“ zu bringen, eine kleeähnliche Pflanze, welche die Araber sehr gerne fäuen und welche ebenso erfrischend als gesund ist. (Fortsetzung folgt.)

Im Himalaya.

(Nach den Mittheilungen des hochw. Herrn Saleur, Missionär des Apostol. Vikariats Tibet. — Schluß.)

3. Pflanzenwelt und Thierleben.

Wie bereits angedeutet wurde, lassen gegenwärtig zahlreiche scheinbar nothwendige Bedürfnisse, deren Befriedigung große Summen erheischt, den Europäer es nicht mehr leicht zu wirklichem Reichthum bringen. Diese Thatfache wirft ein ganz eigenes Licht auf die hiesigen Verhältnisse, wenn man nur ein-

mal die Dienerschaft eines einzigen Hauses betrachtet. Es gibt kaum eine, wenn auch noch so unscheinbare Beschäftigung, die nicht ihren eigenen Mann brauchte. Bei dieser freilich sehr ausgedehnten Arbeitsteilung ist es nicht mehr zu verwundern, wenn in einer Familie monatlich über ein Duzend Diener zu bezahlen sind. Wenn somit im Gesellschaftsleben der europäische Handel der Mitbewerbung eingeborner Kaufleute zu unterliegen

droht, so bleibt doch andererseits die wichtige, lohnende Theecultur in den Händen der Europäer. Bei einem Besuche in Pashol hatte ich Gelegenheit, die ausgedehnten Pflanzungen und die Factorie des Herrn Mumo zu besichtigen, von dessen Bungalow ober Landhaus ich ein Bild beilege (vgl. S. 88). Der Theebau des Genannten erstreckt sich über einen Flächenraum von mehr als 180 ha. Ueber zweihundert Kuli sind auf den Feldern thätig; die jährliche Ernte beläuft sich auf 60 bis 70 000 Pfund. Im Jahre 1886 ergab die gesammte Theecultur im Himalayagebiete und Assam einen Werth von 92 Millionen Franken. Neben dem Thee pflanzt die Regierung, vornehmlich in den Thälern des Riang und Teesta, mit gutem Erfolge Chinin.

Wahrhaft prächtig sind die Wälder des Himalaya. Mit Entzücken betrachtet das Auge die stolzen Magnoliawälder und die blühenden Rhododendren. Aus dem frischen Grün leuchten im blendenden Feuer der strahlenden Sonne die hübschen rothen und gelben Blumen hervor und wiegen sich leicht in dem schwachen Lusthauche, der sich zu keiner Stunde völlig legt. An den Berghängen ragen die mächtigsten Baumriesen, und zwischen dem üppigen Wuchsthum verstecken sich zahlreiche Dörfer, die sich dem Wanderer nicht eher zeigen, als bis er fast die ersten Häuser erreicht hat. Wenigleich die Eiche in den Wäldern Sikkims vorkommt, so kann sie sich doch mit ihren europäischen Schwestern nicht messen. Es scheint, daß die häufigen Regengüsse ihre Kraft beeinträchtigen. Dafür umschlingen aber prächtige Kastanienwälder Dardscheling mit einem um so herrlicheren Gürtel. Zwischen all dem Baum- und Strauchwerk drängt sich im üppigsten Wuchsthum die Stechpalme hindurch. Hier zu Lande erreicht ihr mächtiger Stamm fast die Höhe der Pinie. In einer Höhe von 2000 Fuß trifft man zuerst den weißblühenden Papierbaum. Je weiter sich diese Pflanze zurückzieht, desto geringwerthiger wird ihr Ertrag; die Blüte selbst färbt sich über Gelb zum Scharlach ab. Einen eigenthümlichen Reiz verleiht den Wäldern des Himalaya das Gepräge des Alters. Die verschiedenen Baumarten verschlingen ihre mächtigen Äste in dichtem Gewirre untereinander und wölben ihr Blattwerk zum undurchdringlichen Laubdache. Von den Zweigen und Stämmen senken sich die zarten bünnen Fäden einer dichten Moosart herab. Solange dies Baumhaar noch jung ist, weist es eine hübsche, frischgrüne Farbe auf, sobald es jedoch trocknet, verleiht es den Bäumen das Aussehen struppiger Waldbriesen (s. Bild S. 80). Es würde zu weit führen, wollten wir die Pflanzenpracht des Himalaya ausführlich beschreiben; ihr Reichthum ist zu mannigfaltig. Wie man in Sikkim innerhalb weniger Tage das Klima aller Zonen durchleben kann, so trifft man auch ihre sämmtlichen Erzeugnisse von der Ebene an die Abhänge des Gebirges hinauf.

Gewiß nicht weniger Wechsel als die Pflanzenwelt bietet das Thierleben des fernen Berglandes. Namentlich im Süden Sikkims haust das gewaltigste Thier der Schöpfung, der Elephant, und neben ihm theilt sich der Königtiger in die Herrschaft. Was die wilde Thierwelt noch an Schrecken besitzet, treibt hier sein Unwesen. Es ist noch nicht gar lange her, da machten zwei Missionäre an einem Sommerabende einen Spaziergang an den Ufern des Ganges. Den jüngern, welcher erst kürzlich aus Europa angekommen war, lockte das klare Wasser zu einem Bade. Trotz der warnenden Gegenvorstellungen seines Gefährten wagte sich derselbe in den Fluß, wo er sofort eine Beute der lauernden Krokodile wurde. Nicht weniger unheimlich als diese Eßsen sind die zahlreichen Scorpione, Tausendfüße, meh-

tere Vipernarten und endlich die Blutegel, welche namentlich zur Regenzeit eine wahre Landplage werden. Für den Insectenfreund bietet Sikkim ein überreiches Sammelfeld. Vor allem entzücken die Schmetterlinge, deren Arten hier nach Tausenden gezählt werden, das Auge des Naturfreundes. Manche Falter erreichen eine Spannweite von einem halben Fuß. Diese kleine kriechende und geflügelte Welt erfreut sich schon seit langem eines wirklichen Weltrufes. Sammlungen, in denen sie fehlt, dürfen sich künftig nicht mehr zu den ersten zählen.

An Mannigfaltigkeit der Vogelwelt steht Sikkim nicht leicht einem andern Lande nach. Wollten wir jeden einzelnen Vertreter derselben erwähnen, so gewannen diese Zeilen den Charakter eines naturgeschichtlichen Leitfadens, und doch ist es nur unsere Absicht, kurze Mittheilungen über den Charakter des Landes zu geben. Trotzdem führen wir den Beherrscher der Lüfte, den Königsadler an; denn er gehört nothwendig zu dem großartigen Bilde der fernen asiatischen Alpenwelt. Bei einer Größe von 3 Fuß mißt der Vogel eine Flügelweite von 8 Fuß. Seine Farbe ist tiefbraun, während der Schnabel ein dunkles Blau aufweist. Auf den unzugänglichen Kuppen und Spitzen der Himalayariesen horstet der stolze Ar, dessen Alter, wie die Eingeborenen meinen, oft über hundert Jahre betragen soll.

An Größe übertreffen die Geier den Adler freilich noch um ein Bedeutendes, nicht aber an Adel; denn sie bilden auch hier zu Lande die Reinlichkeitspolizei, welche das Aas zu beseitigen hat. Aber auch sonst machen sie sich verdient, indem sie dem allzugroßen Ueberhandnehmen der Krokodile steuern. Obgleich nämlich die Weibchen der letzteren ihre Eier im Ufersande bergen, so wissen die Geier dieselben doch zu finden und zu verschlingen. Der schönste Schmuck der Himalayawälder neben dem schlanken, gefälligen Damhirsch ist zweifelsohne der farbenprächtige Fasan. Kopf und Oberhals schimmern in Silbergrau, das je nach der Tageshelle in Blau, Violett oder Roth hinüberzuschillern scheint. Brust, Schultern und Rücken zeigen schwarzen, purpurnsäumten Grund mit goldenen Querstreifen. Die Länge des Schwefes beträgt ungefähr 10 Zoll. Die braunen Augen liegen unter den scharlachrothen Wimpern. Das prachtvolle Gefieder macht den Vogel, wie gesagt, zum Schmucke der dunklen Forste.

Um das Bild des Landes wenigstens einigermaßen zu vervollständigen, sollte ich eigentlich eine Beschreibung der Berge hinzufügen. Folgen Sie mir auf den Sengal oder Tiger-Hill. Der Weg ist herrlich; rings im Walde Magnolien, Rhododendren, Orchideen. Und nun diese unergleichen Aussicht! Im Süden breitet sich unabsehbar weit die bengalische Ebene aus. Am Fuße des Tiger-Hill liegt Dardscheling mit seinen zahllosen Villen und Gärten, vor uns im Schimmer des ewigen Schnees der Mount Everest. Neunundzwanzigtausend Fuß hoch steigt der Riese empor. Unbeschreiblich schön ist ein Sonnenuntergang. Himmel und Berge glühen in flüssigem Feuer; die Felswände sind von rosigem Scheine übergoßen. Allmählich entzündend die letzten Strahlen die Schnee- und Eisfirnen; doch nur wenige Augenblicke dauert der Glanz; von den Spitzen und Zacken her senkt sich die Nacht ins Thal herab.

Reich an Naturschönheiten ist gleichfalls der Zusammenfluß des Randschet und Teesta. Hier vermittelt eine Hängebrücke (s. Bild S. 89) den Verkehr zwischen Butan und Sikkim. Auf ihr ziehen die Handelskaramanen aus Tibet nach Dardscheling. Der Lauf des Teesta zählt zu den schönsten Gegenden des Himalaya. Es scheint, als ob der Strom sein Bett in

das harte, waldbedeckte Gestein eingegraben habe. Acht Meilen weit ist das Flußthal so eng, daß sich kaum der Weg neben dem Wasser durchdrängen kann. Unfern von dieser Stelle schäumt der Randschot aus den Bergen hervor über die wild zerstreuten Felsblöcke (s. Bild S. 85). Auf Schritt und Tritt bietet diese Gegend neue großartige, gewaltige Naturbilder.

Hier also befindet sich die bereits erwähnte merkwürdige Brücke. Sechs Meilen weiter trifft man auf eine zweite Brücke, welche gleichfalls Erwähnung verdient. Stricke aus Palmfasern überspannen den Randschot. In einem Abstände von je zwei zu zwei Fuß hängen andere festgedrehte Seile herab, die den Brückenboden tragen. Drei Bambusrohre, zusammen etwa zwei Fuß breit, das ist das Ganze. Zu beiden Seiten schützt eine acht Fuß hohe Brustwehr vor dem Sturze in den tosenden Fluß. Dieser schwankenden Brücke müssen sich in den schlechten Jahreszeiten die Reisenden anvertrauen, während bei niedrigem Wasserstande zahlreiche Barken den Verkehr vermitteln.

Am großartigsten bietet sich die Himalayawelt in den Frühlingstagen, wenn in den weiten dunklen Wäldern die Natur erwacht und sich in den duftenden Blütenschmuck kleidet. Ueber all die Berge hin blitzen und leuchten die frohen Sonnenstrahlen. In majestätischer Ruhe ragen die ewigen Bergesriesen empor; um ihre Stirne schlingt sich das glänzende Diadem des leuchtenden Schnees. Wenn man sich in den Anblick dieser

Herrlichkeit versenkt, dann muß man bekennen, daß die Schöpfermacht Gottes groß und unendlich ist, dann muß man ausrufen: „Preiset, ihr Berge, ihr Eis- und Schneegletscher, den Herrn!“

Traurig ist es aber, daß inmitten all der irdischen Pracht die Nacht des Heidenthums noch herrscht mit den Finsternissen

des Todes. Hoffentlich wird der Sonnenstrahl der Gnade das Dunkel recht bald zum lichten Tag erhellen.

In unserem ersten Artikel gedachten wir des Collegs der PP. Kapuziner von Darbheling. Der hochw. Herr Saleur, welchem wir diese Mittheilungen verdanken, äußerte sein Bedauern, daß es den Patres wegen anderweitiger Beschäftigung und Mangel an Arbeitern nicht möglich sei, das Werk in der günstigen Entwicklung weiter zu führen. Um diesem drückenden Nothstande abzuhelpen, wurde die Anstalt auf Betreiben Msgr. Agliardi's der Gesellschaft Jesu überlassen. Anfangs December 1887 ging der neue Rector P. Heinrich Depelchin mit mehreren Missionären nach Indien ab. Trotz seiner 66 Jahre hat sich der Gründer der schweren Sambesi-Mission nicht gescheut, den Abend seines Lebens dem Apostolate im fernen Osten zu widmen. Dem P. Depelchin



Bild aus dem Himalaya-Urwald.

sind Indien und seine Verhältnisse nicht unbekannt; denn er hat bereits in den Jahren 1859—1878 dort gewirkt und nach einander die größten katholischen Collegien von Calcutta und Bombay als Oberer geleitet.

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Die Ueberschwemmungen des Gelben Flusses. Unsere vorläufigen Nachrichten über das große Unglück, welches die Bewohner der Provinzen Honan und Kiangsu betroffen hat,

werden von inzwischen eingetroffenen Briefen P. Bouchers S. J. aus Schanghai bestätigt:

„Zweifelssohne hat Ihnen der Telegraph schon gemeldet, daß der Hoang-ho oder Gelbe Fluß seine Dämme durchbrach und nach Süden strömend alles verwüstete. Bekanntlich hat dieser



Das Ueberschwemmungsgebiet des Gelben Flusses. (Nach einer Originalzeichnung.)

Strom schon öfter seinen Lauf geändert, und so meinte man bei der ersten Nachricht von dem Unglück, er habe einfach sein altes Bett gewählt und bringe jetzt seine Wasser wieder dem Gelben Meere statt dem Golf von Petscheli. Aber es sollte anders sein. Der Dammbruch erfolgte oberhalb Kaifongfu in Honan. Schon seit langer Zeit arbeiteten Tausende und Tau-

sende von Menschen, um das Unglück abzuwenden. Zu Tongming in Petscheli hatte man viele Tausend Taels (ein Tael etwa 6 M.) zur Befestigung der Dämme verausgabt und erwartete dennoch stündlich den Durchbruch und den Untergang der Stadt. Man arbeitete mit fieberhafter Anstrengung; da plötzlich legt sich die Wuth des Stromes und seine Wasser

sinken zusehends: das Gebiet auf dem nördlichen Ufer war gerettet, aber leider nur auf Kosten des südlichen Ufers, über das sich die verheerenden Wogen ergossen.

Der Bruch erfolgte etwa 60 (engl.) Meilen oberhalb Kaisongfu. Gleich im ersten Augenblicke riß der Strom mehrere Tausend Menschen mit sich fort, welche an der Befestigung der Dämme arbeiteten. Dann ergossen sich die rasenden Wassermassen, ohne ein weiteres Hinderniß zu finden, über die unermessliche Ebene, welche sich bis in das Stromgebiet des Yangtschiang erstreckt. Am 23. September bildete das überschwemmte Land einen 20 (engl.) Meilen breiten und 70 Meilen langen See, wo vordem blühende Dörfer von mehr als 2—3000 Familien gestanden hatten. Die aus Lehm gebauten Wohnungen sind verschwunden, die Leichen unzählbar, die Ueberlebenden vom Hungertode bedroht. Langsam dehnt sich dieser See mit einer Durchschnittstiefe von 2—3 m aus; die nördlichen Zuflüsse des Hoei (richtiger des Hwei-ho), mit denen er zusammentrifft, schwellen über alles Maß an und bedrohen weithin das Land mit neuem Unheil. Sie sind die natürlichen Abflüsse des Ueberschwemmungssees, und so findet, wie man mir versichert, ein großer Theil des Wassers durch den Hoei seinen Weg ostwärts nach dem Meere. Aber was wird das weiter geben? Zur Stunde füllen die Wasser die großen Seen von Hungtse und Koaju, und aus diesen soll sich ein kleiner Theil durch den Kaiserkanal in den Yangtschiang ergießen. Wenn die entseesselte Flut mit ihrer ganzen Gewalt den Kaiserkanal erreicht, so muß ganz bestimmt unabsehbares Unglück erfolgen. Denn wofern ein Strom wie der Hoang-ho seine Wassermassen in den viel kleinern Hoei und durch diesen und die Seen dem Kaiserkanal zuführt, werden die Dämme des letztern unmöglich standhalten können. Das Land zwischen dem Kaiserkanale und dem Meere liegt zudem bedeutend tiefer als der Kanal, und ein Dammbruch, der hier erfolgte, müßte wiederum Tod und Verderben für diese blühende Gegend zur Folge haben.

Die Regierung bietet alles auf, um dieses neue Unglück abzuwenden. Gerne hätte man den Dammbruch oberhalb Kaisongfu verstopft und den Hoang-ho in sein altes Bett zurückgezwängt; aber der Plan ist unausführbar, weil man kein geeignetes Material zur Stelle hat. Zwei Pläne will man jetzt ausführen: die einen wollen der Wassermasse das alte Flußbett, welches der Hoang-ho vor 1851 verfolgte, anweisen; die anderen halten es für besser, ihr durch die Seen und den Kanal einen Weg in den Yangtschiang zu öffnen. Von allen Seiten arbeitet man mit dem Aufgebot aller Kräfte; die Ueberschwemmten werden von der Regierung zur Herstellung der Dämme angehalten und verdienen so wenigstens ihren täglichen Bedarf an Reis.

Seit zwei Monaten haben wir keinen Tropfen Regen. Was wird es geben, wenn jetzt der Winter kommt und mit seinen Regengüssen alle Flüsse anschwellt? Viele Millionen sind ohne Obdach und ohne Unterhalt. Im Norden von Kiangnan, in den Provinzen Kiangsu und Ngan-Hoei, welche von der Ueberschwemmung betroffen oder bedroht sind, gibt es verhältnißmäßig weniger Christengemeinden. Der See von Hungtse ist stark gestiegen; wenn das Wasser im Kaiserkanal noch um einen Fuß steigt, hat es die Höhe der Dämme erreicht."

Unter dem 17. December schreibt P. Boucher aus Sikawei: „Es ist unmöglich, die Bresche des Dammes auszufüllen, durch welche sich die Wassermasse in die Provinz Ngan-Hoei (auf den Karten gewöhnlich Ngan-Hwei) ergießt. Man findet

nämlich an Ort und Stelle weder die nöthigen Steine, noch Fashinenholz. Erst in 6—7 Monaten hofft man den Damm schließen zu können, und inzwischen ist ein neuer Durchbruch von 30 m Länge erfolgt.

Aus dem Ueberschwemmungsgebiete erhalten wir die Kunde von entseesselichen Einzelheiten. Zu Yngtschan, südöstlich von Yngtscheu in Ngan-Hoei, müssen die Mitglieder des Rettungscomités in Rähnen über eine Wasserfläche von 35 (engl.) Meilen Breite nach allen Richtungen hin den Unglücklichen Lebensmittel bringen, welche sich in großer Zahl auf die niedrigen, aus dem Wasserspiegel aufragenden Hügel geflüchtet haben.“ (Yngtschan ist am Scha-ho, dem bedeutendsten nördlichen Nebenflusse des Hoei, mehr als 350 km von dem Dammbruche des Hoang-ho entfernt, gelegen!) „Auf diesen Hügeln findet man sie in Gruppen zu 20, 50 und 100 Familien zusammen. In diesem Bezirke allein zählt man 27 überschwemmte große Gemeinden, und in jeder der Gemeinden sind alle höher gelegenen Punkte mit Flüchtlingen besetzt. Man konnte bis jetzt ein Drittel des Bezirkes besuchen und Brod und Decken unter die Verunglückten theilen. Die Kälte wird inzwischen recht fühlbar, und man müßte den armen Menschen wärmere Kleidung geben können. Wer die Hügel erreichen konnte, preist sich glücklich. Viele andere hängen in den höchsten Baumwipfeln oder klammern sich an die Dachsparren der wenigen Häuser, welche der Strom nicht forttrifft, und wenn sie da nicht vor Hunger sterben, so tödtet sie der Frost. Da und dort stößt man auf elende, von Verunglückten überfüllte und vom Winde verschlagene Flöße. Oft begegnet man schwimmenden Särgen und todtten Pferden, Ochsen und Maulthieren; die der Flut nicht entrinnen konnten. Man fand ein auf eine Kiste festgebundenes Kind; seine Eltern haben es mit etwas Mundvorrath der Strömung überlassen, hoffend, sie werde ihren Liebling retten, während sie selbst sich zu einem fast sichern Tode verurtheilten. Anderswo stieß man auf ein todttes Ehepaar; neben ihm lag auf der höchsten Stelle des Dachstirns die Leiche des einzigen Kindes. Es fehlt an Rähnen. Aber wohin sollte man sich wenden? Und wo wird die Ueberschwemmung ihre Grenzen finden?

Der Hoei-Fluß kann offenbar diese ungeheure Wassermasse nicht fassen. Die Zeit, wann die Ebene von Yngtscheu, welche jetzt einen unabsehbaren, noch stets wachsenden See bildet, wieder um bebaut werden kann, läßt sich nicht errathen. Ganze Bezirke, wie diejenigen von Tai-ho und Fo-Kieu, stehen jetzt unter Wasser. Und was thut man, um das Ende dieses Unglücks herbeizuführen und neues Unheil abzuwenden? In der Unmöglichkeit, die Bresche des Hoang-ho zu verschließen, sucht man dem Wasser wenigstens einen Abfluß ins Meer zu öffnen. Vor allem möchte man die schreckliche Ueberschwemmung abwenden, welche das Land zwischen dem Kaiserkanal und dem Meere bedroht. Zu diesem Zwecke läßt der Vicetrönik das Bett zweier kleiner Flüßchen, des Söi-sche und Tscheng-tse, erweitern; durch sie hofft man die Wasser des Hungtse-Sees abzuleiten. Ferner ist man entschlossen, auf der Ostseite des Sees einen Abfluß zu graben und denselben durch das Li-hia-Flüßchen mit dem Meere zu verbinden. Inzwischen überwacht man mit der größten Sorgfalt die Dämme des Kaiserkanals; denn das Wasser fließt fortwährend durch den Kao-szu- und Baoing-See dem Yangtschiang zu. Bis jetzt ist an dieser Stelle kein Unglück eingetreten.

Ich muß schließen. Wir haben hier in China keine Eisenbahnen, und keine Telegraphenlinie verbindet uns mit dem

eigentlichen Schauplätze des Unglücks; so kommen uns die Nachrichten sehr spät zu. Ein englischer Ingenieur, der den Lauf des Hoang-ho genau kennt, versichert mir, die Erdmasse (VSB), welche er führt, sei sehr unfruchtbar und somit sei die fruchtbare Ebene von Yngtscheu jedenfalls auf Jahre hin verwüstet. Ich brauche nicht beizufügen, wie viel Gutes wir thun könnten, wenn wir über einige Almosen verfügen.“

Sunda-Inseln.

Mission auf Flores. Im Jahrgange 1885 dieser Zeitschrift veröffentlichten wir schon einmal auf Seite 214 u. 238 einen längeren Brief der deutschen Franziskanerin Schwester M. Cäcilia aus Larentula. Der Bericht schloß mit einer Darstellung der politischen Lage. Damals wurde die Befürchtung ausgesprochen, es möchte einem ränkefüchtigen Verwandten gelingen, den rechtmäßigen, gut katholischen Erbprinzen von der Thronfolge auszuschließen. Zum Glück kam es anders:

„In den jüngst verfloßenen zwei Jahren sah es mit dem Christenthume hier zu Lande schlecht aus. Einmal war das Betragen der beiden letzten Posthalter (holländische Kolonialbeamte) sehr anstößig, und dann gab auch der Radscha nicht gerade das beste Beispiel. Von Kirchenbesuch war bei dem Volke kaum mehr die Rede. In dieser traurigen Zeit starb der Posthalter, wie er gelebt, mit Gotteslästerungen auf den Lippen. Sein Nachfolger ist ein braver, guter Katholik. Unter dessen war auch der alte Radscha erkrankt. Als sich im März sein Zustand verschlimmerte, verlangte er, sich mit Gott auszusöhnen. Durch den Empfang der heiligen Sterbsacramente vorbereitet, verschied er am 22. desselben Monates. Am folgenden Tage verlangte das Volk vom holländischen Beamten, er solle in Batavia die nöthigen Schritte thun, daß Don Lorenzo als König ausgerufen werde. Manche fürchteten freilich dies Ereigniß, da mit dem Regierungsantritte Lorenzo's voraussichtlich der herrschenden Zügellosigkeit gesteuert wurde; andere dagegen drängten auf rasche Entscheidung. Der Prinz wollte jedoch vorerst sämmtliche Häuptlinge der verschiedenen Bezirke feierliche Unterwerfung unter die Geseze geloben lassen, welche er zu geben gedachte. Nach allen Seiten wurden Boten ausgesandt, um die Großen zur Leichenseier des verstorbenen Fürsten und zur Eidleistung einzuladen. Um Streitigkeiten zwischen den einander feindlichen Vergbewohnern zu verhüten, wurden die Häuptlinge einzeln auf bestimmte Tage beschieden. Für die genannten heidnischen Vergbewohner besteht noch ein Teufelshaus, worin sie bei feierlichen Anlässen opferten und tanzten. Ebenda hatten sie auch in früheren Zeiten den Eid der Treue geleistet. Da Don Lorenzo hiervon nichts mehr wissen wollte, ließ er in der Nähe ein Zelt zur Entgegennahme der Huldigung aufschlagen. Dem Schwur gingen ehemals verschiedene Ceremonien voraus. Die erste bestand darin, daß man dem Teufel eine Ziege oder ein Huhn opferte, deren Blut die Schwörenden trinkten mußten. Dies Opfer wurde untersagt. Die zweite Ceremonie ließ man als unschuldig weiter gelten. In einem Glase werden durch den vornehmsten Kapla Pulver und Araf mit dem Schwerte umgerührt. Den ersten Trunk thut der eidleistende Häuptling; der Rest wird unter sein Gefolge theilt. Die alte Schwurformel konnte man vorläufig nicht ändern, damit das Volk nicht etwa daraus Anlaß nähme, den Eid später als ungiltig zu erklären. Die Formel beginnt wie folgt: „Ich verspreche beim Herrn des Himmels und beim Herrn der Erde“ (unter letzterm verstehen die Heiden den Teufel).

Todtenfeier und Eidleistung zogen sich über Erwarten lang hinaus. Mit dem Radscha sollte eine andere Leiche bestattet werden, die schon seit mehr als achtzig Jahren aufbewahrt wurde. Es war dies geschehen, weil die Verwandten aus Timor noch immer nicht zur üblichen Todtenschau gekommen waren.

Don Lorenzo hatte Befehl gegeben, dem Unfug ein Ende zu machen. Ursprünglich sollte das Begräbniß im Juni stattfinden, wurde aber dann auf den 6. September festgesetzt. Die Großen zogen also aus, um für den Todtenschmaus Ziegen, Schweine, Hühner, Reis u. s. w. herbeizuschaffen. Nun erhob sich aber plötzlich ein solcher Sturm, daß sie in ihren Rähnen nicht an die Rückkehr denken konnten. So mußte die Feier diesmal für acht und später nochmals um einen Tag verschoben werden. Unter Kanonendonner wurden die beiden Leichen in die Kirche gebracht, wo ein feierliches Todtenamt abgehalten wurde. Beim Begräbniß gingen unsere zwölf Arbeiter in einer Art Poree mit geladenem Gewehr neben den langen Reihen unserer Kinder her. Als sich das Grab über dem Sarge schloß, meinte das Volk, die schlechten traurigen Zeiten seien nun mit der Leiche eingelenkt. — Am Nachmittage begannen die Vorbereitungen für den folgenden Tag. Uns Schwestern war die Ausschmückung des königlichen Palastes übertragen worden. Vor demselben wurde ein Zelt für die Kinder beider Schulen aufgeschlagen. Zwei Triumphbogen wurden gleichfalls errichtet; dieselben trugen folgende Inschriften: Salamat kapada Radja, „Heil dem Könige“, und Salamat Radja Lorenzo jang II., „Heil König Lorenzo II.“ Die Vorhalle, das Haus sowie das Zelt waren mit Kränzen, Kolosblättern und zahlreichen Flaggen geziert. Am Morgen begann das schöne, christliche Fest. Zum erstenmale wurde hier ein Regierungsantritt in der Kirche gefeiert. Um 7 Uhr begaben sich einige Schwestern mit den Kindern in Begleitung unserer Ehrenwache zur Wohnung des Radscha. Unsere Mannschaft war nie so schön! Sie trug neue weiße Jacken mit einer Doppelreihe kupferner Knöpfe, eine breite rothe Schärpe und an der Mütze die holländische Kokarde. Vor dem Palaste stand die Knabenschule von Posto mit ihrer Musik, nebst vier verschiedenen Schützenabtheilungen. Eine große Menge Männer füllte den weiten Platz. Sobald die Schwestern mit den Kindern ankamen, setzte sich der Zug nach Posto in Bewegung. Voraus ritt ein Prinz von Geblüt in einer Art Husarenuniform; dann folgte die Musik; daran schlossen sich die erwachsenen Schüler von Posto mit geschultertem Gewehre; nun kamen die Schützencompagnien mit der Fahne, hierauf von der Geistlichkeit umgeben Don Lorenzo. Hinter ihm folgten die Schulknaben unter Leitung der Brüder, an sie reihten sich die Schwestern mit den Mädchen. Zahlreich herbeigeströmtes Volk beschloß den Zug. Zuerst ging es nach dem Hause des verstorbenen Radscha, wo den Häuptlingen der Strandbewohner die neuen Geseze erklärt werden sollten, bevor sie dieselben beschworen. Während dieser Feier begaben wir uns in die nahegelegene Wohnung des Posthalters. Inzwischen eilten die Frauen in ihren Festkleidern herbei.

Auf ein Trommelzeichen ordnete sich der Zug von neuem. Diesmal schlossen ihn die Frauen, welche die junge Königin Maria in ihrer Mitte führten. Sobald alle in der Kirche angelangt waren, begann das Hochamt. Das festlich mit Kränzen und Fahnen geschmückte Gotteshaus machte einen tiefen Eindruck auf das Volk, welches in lautloser Stille der Feier beiwohnte. Was eine solche Ruhe bei hiesigen Festlichkeiten bedeuten will, weiß nur der, welcher einmal die Charfreitagsprocession mit-

gemacht hat. Jedermann, jung und alt, sucht sich dabei möglichst vernehmbar zu machen, so daß das Ganze eher einem Faschingszuge als einer religiösen Feier gleicht. Diesmal ging, wie gesagt, alles sehr erbaulich zu. Nach dem Evangelium legte der celebrirnde Priester in einer Predigt dem Volke seine Pflichten gegen den König und die Häuptlinge ans Herz. Am Schlusse wandte er sich zum Radscha mit den Worten: „Und nun, Radscha, tritt heran zum Altare der Mutter Gottes und empfangen von Maria, der Königin des Himmels und von Laurentia, den Stab und die Gewalt.“ Der Fürst bestieg die Stufen und nahm vom Altare den Stab mit dem goldenen Knopfe, das Zeichen der königlichen Macht. Darauf legten die Geistlichen das offene Messbuch auf den Muttergottesaltar nieder. Nun traten die Häuptlinge einzeln vor und leisteten auf das Evangelium den Eid der Treue, welchen ihnen der Priester vorsprach. Am Schlusse des heil. Opfers wurde das Te Deum gesungen. Nach dem Lobgesange stimmten die Knaben den Antiphon an: „Domine salvum fac regem nostrum Laurentium.“ Als der König seinen Namen hörte, zuckte er zusammen; es war eben zum erstenmale, daß öffentlich in der Kirche für den Fürsten gebetet wurde. Unterdessen kleidete ich eines unserer Kinder, die Nichte des Radscha, im Hause des Posthalters als Engel. Das Mädchen trug ein langes weißes Kleid mit kleinen goldenen Sternen, ein paar rosenrothe Flügel und im Haar ein Diadem aus Sternchen.

Unter Musik und dem Wirbeln der Trommeln wurde der

König nach Hause geleitet. Dort nahm er die Glückwünsche der Geistlichkeit, unserer Mutter, der Schwestern und der Vornehmen des Landes entgegen. Die Schulknaben und die Mädchen standen inzwischen unter dem Zelte. Zuerst trat der kleine Engel mit einem hübschen Herz-Jesu-Bilde auf und declamirte ein malaiisches Gedicht folgenden Inhaltes: „Dem Herzen der

Gerechten entstieg eine Bitte, welche durch die Wolken bis vor Gottes Thron drang; die Bitte war dem göttlichen Herzen so wohlgefällig, daß sie Erhörung fand. Gott hatte Mitleid mit dem Elende des Landes und beehrte sich, ihm einen neuen Herrscher nach seinem Herzen zu geben. In diesem Augenblicke drängt sich das Volk in hoher Freude um seinen Herrn. Im Namen des Allerhöchsten stehe ich, der Engel, inmitten dieser frohen Schaar. Vom Himmel bringe ich das Bild des Herzens Jesu, das Muster eines wahren Fürstenherzens. Brennende Liebe, Opferfreudigkeit für die Sache Gottes, Milde erfülle auch das Herz des Königs. Aus diesem Herzen ströme die Fülle der Himmelsgaben: Weisheit, Einsicht, Seelenstärke, dem Fürsten zu, der einzig Gottes Ehre und das Wohl seines Volkes im Auge hat. Wohlan, König, sei ein Herrscher nach Gottes



Wald und Flußbild am Fuße des Himalaya.

Wohlgefallen, steure dem Bösen und fördere die Tugend, damit einst die ewige Krone diese irdische ersehe.“ Hierauf bot die Kleine dem Radscha das Bild zum Geschenke. Nun folgten abwechselnd die Lieder der Knaben und Mädchen. Erstere sangen einstimmig mit Begleitung der Blasinstrumente, letztere viestimmig, u. a. auch „Das ist der Tag des Herrn“, natürlich

aber malaisisch. Dazwischen hinein trachten die Gewehrsalven der Schützen. Zum Schlusse trugen Knaben und Mädchen zusammen die holländische Nationalhymne: *Wien Neêrlands blood, vor*. Als ich in die Galerie trat, um den Fürsten zu beglückwünschen, sagte er: 'Schwester, mir widerfährt heute gar zu viel Glück, ich will es in meinem Herzen bewahren, und wenn später kummervolle Tage kommen, will ich mich dessen erinnern, um mich zu trösten.'

In Posto war nach der Feier großes Festessen. Am Abend beschloß eine gemüthliche Unterhaltung den merkwürdigen Tag. Der Radscha saß mit den Geistlichen, den Großen des Landes und den Schwestern in der Galerie des Pfarrhauses, während draußen die Musik lustige Weisen spielte. Die vereinigten Schulkinder sangen auf Wunsch des Fürsten zur Eröffnung ein Muttergotteslied. Maria, Tawan Ma, Herrin Mutter vom Volke genannt, gilt wirklich als eigentliche Königin des Landes. Bengalische Flammen und Raketen ergößten vor allem die wilden Bergbewohner.

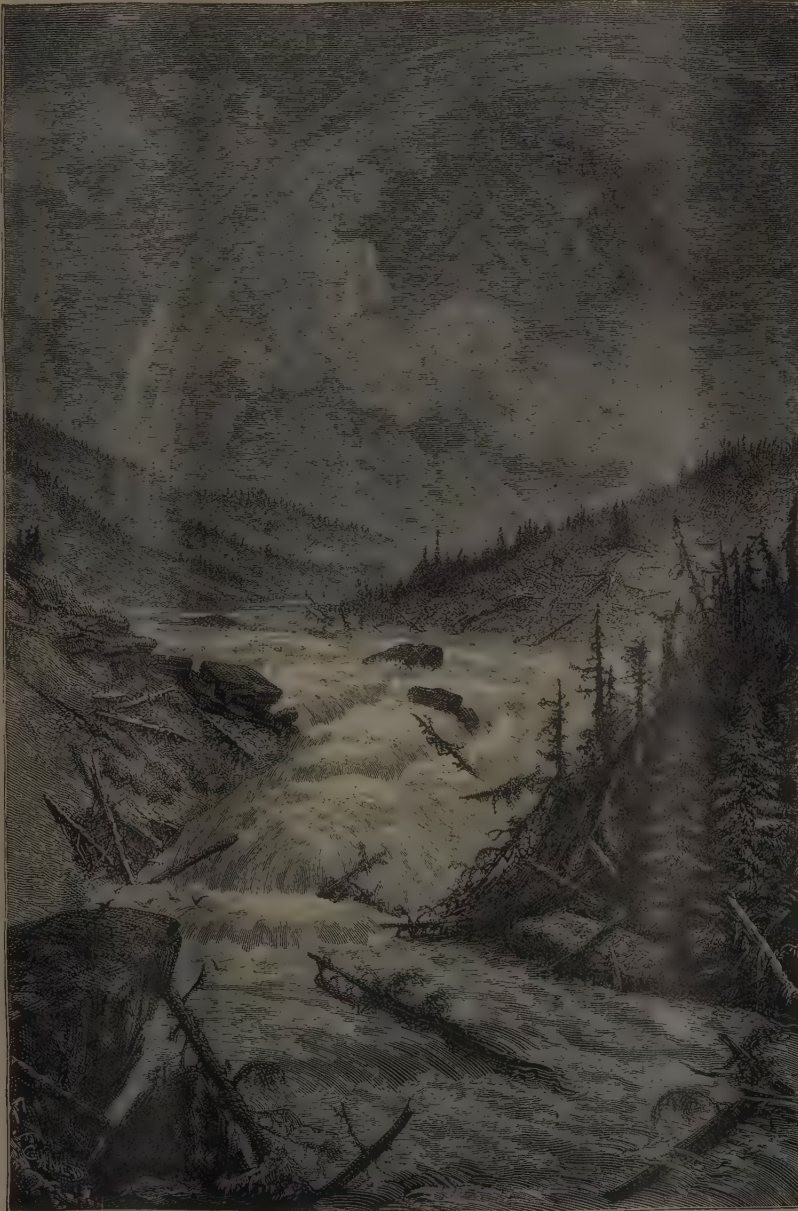
Mit dem Riede Butapah eloklah dunija, 'Die Welt ist so schön', schloß die Feier. Noch acht Tage dauerten die Festlichkeiten in Kampony Posto, dann begannen sie in den übrigen Ortschaften. Da ich dies schreibe, regiert

der Radscha bereits seit sechs Wochen. Unterdessen ist schon viel, viel Gutes geschehen. Das Volk fühlt sich gehoben und ist stolz auf seinen König.

Nun noch etwas von den neuen Gesetzen. Don Lorenzo hatte in den letzten Jahren Gelegenheit genug, zu beobachten,

was seinen künftigen Unterthanen noththue und wo die Wurzel des Uebels ste. Durch neue Gesetze hat er vielem abgeholfen. Das Verhältniß zwischen Radscha und Unterthanen ist neu geordnet. Ohne Erlaubniß des Fürsten darf niemand Bündnisse mit einer auswärtigen Macht abschließen. Im Kriege ist es allen untersagt, Verbindungen mit den Feinden des Radscha zu

unterhalten, es sei denn, um den Frieden zu vermitteln. Die Gottesgerichte, 'duduk', sind abgeschafft. Gerietzen früher zwei in Streit, so hieß es gleich: Man duduk ajos, 'wir wollen uns ins Wasser setzen'. Vornehme suchten sich Stellvertreter, die es lange unter Wasser aushalten konnten. Zahlreich strömte stets das Volk zu diesem Unsinne herbei. Die Gegner gingen ins Meer und setzten sich so nieder, daß der Kopf unter der Oberfläche blieb. Wer zuerst aufsprang, hatte verloren. — Das sociale Leben ist durch neue Verordnungen gleichfalls geregelt. Ehen zwischen Christen, Heiden und Mohammedanern sind verboten. Jeder Unterthan ist verpflichtet, zu arbeiten; wer dies zehn Tage unterläßt, wird zur Zwangsarbeit verurtheilt, ebenso jene, die ihrer Sonntagspflicht nicht genügen. Öffentliche Trunkenbolde werden hinter Schloß und Riegel ge-



Der Randschet bei Hochwasser.

bracht, oder besser gesagt in den Block gespannt. Vor drei Wochen saßen so sechzehn Männer nebeneinander, weil sie von einem mohammedanischen Weibe Zaubermittel für schlechte Zwecke sich verschafft hatten. Die persönliche Freiheit ist geschützt durch das Verbot, in Zukunft Kinder oder Leibeigene zu verkaufen.

Niemand verliert Schulden halber die Freiheit. Auf Diebstahl steht Todesstrafe. Häuptlinge und öffentliche Würdenträger müssen immer anständig bekleidet erscheinen. Die letzte Verordnung kommt namentlich unserer Schule zu Gute. Wir haben eine Nächstheilung errichtet, in der die erwachsenen Mädchen sich ein kleines Sümmchen ersparen können, das ihnen bei ihrer Verheirathung ausbezahlt wird. Vor Festtagen kommen viele Männer, um sich für einen Gulden einen neuen Feiertanzug machen zu lassen. Den Betrügereien der ansässigen Chinesen wird ebenfalls wirksam gesteuert.

Mit der Ausbreitung des Christenthums geht es nun auch besser voran. Seit kurzem ist auf der Insel Solor eine Mission errichtet, nachdem dort schon letztes Jahr alle Kinder unter sieben Jahren getauft worden waren. Vor sechs Wochen ist ein Pater, welcher der Landessprache kundig ist, dorthin abgegangen. Die Ernte scheint reif; denn alle Erwachsenen wollen die wahre Religion annehmen. Vor 14 Tagen fuhr ein Pater nach Bomblem, wo man seit zwei Jahren schon einen Priester verlangt. P. de Bries hat dort letztes Jahr 300 Kinder getauft. Sumba und Sandelwood wurden von der holländischen Regierung den katholischen Missionären angeboten, nachdem die protestantischen dort vergebens gearbeitet. Ueberall wollen die Herren auch gleich Schwestern haben, doch wird sich die Erfüllung des Wunsches wohl noch verzögern. Von Conga aus ist mit gutem Erfolge die Bekehrung der Bewohner des Gebirges Babalelo unternommen worden. Die Gegend ist dort sehr fruchtbar und an Süßwasser fehlt es nicht, so daß der Platz für eine Niederlassung der Schwestern ganz geeignet wäre."

Vorderindien.

Erzbisthum Calcutta. Schon zu wiederholten Malen haben wir von den großartigen Fortschritten berichtet, welche die katholische Religion unter den Kolhs macht. Weit entfernt, daß in der Bewegung eine Stockung eingetreten wäre, hat sie vielmehr eine ungeahnte Ausdehnung angenommen. Der Zug der Gnade scheint gegenwärtig in seinen Wirkungen ebenso mächtig zu sein, wie in den Tagen des großen Apostels von Indien, des hl. Franz Xaver. Ein Missionär schreibt unter dem 30. Juli letzten Jahres:

"Preisen wir Gott in den Werken seiner Gnade und Barmherzigkeit, die er hier in Torpa wirkt. Seit dem letzten Ignatiusfeste hat sich die Zahl der Bekehrten verzehnfacht. Die Arbeit wächst ganz gewaltig an. Die protestantische Mission ist in vollkommener Auflösung; ihre Anhänger gehen weder in ihre Kirchen noch in ihre Schulen, da sie sich betrogen glauben. In wenigen Jahren hoffe ich in Ranchi eine höhere Schule mit einer eigenen Druckerei nebst einer Christengemeinde von Tausenden von Seelen zu besitzen." — Einen Monat später heißt es in einem zweiten Briefe: "Seit vierzehn Tagen theilen sich P. Cazet und Fr. Seitz mit mir in das Apostolat. Ihre Ankunft hat Glück gebracht; denn kurz darauf meldeten sich vier Dörfer mit 500 Einwohnern, theils Heiden, theils Protestanten, zum Uebertritte. Vom Morgen bis zum Abend sind wir förmlich von Besuchern umlagert, so daß wir keinen Fuß vor das Haus setzen können. Die Arbeit übersteigt meine Kräfte. Wie könnte ein Einzelnr der Sorge für 10 000 Seelen und 30 Schulen gewachsen sein, zumal da alles noch im Wachsen begriffen ist. Ein Pater, welcher mit der Sprache, den Sitten und Gebräuchen des Landes völlig vertraut ist, wäre unumgänglich

notwendig. Viele Christengemeinden müssen noch eingerichtet und deren Unterweisung abgeschlossen werden; dazu bedarf es aber einer festen Hand, damit das Werk dauerhaft werde. Gehe Gott, daß recht viele Apostel hierher kommen. Was nützen alle Bekehrungen, wenn wir es an der sorgfältigen Ausbildung in den christlichen Wahrheiten mangeln lassen müßten? Von den 400 katholischen Dörfern konnte ich ungefähr die Hälfte bis jetzt nicht besuchen. Werden sie auf die Dauer aushalten? Heute kommt wiederum die Kunde, daß die Bevölkerung von Inkarma sich uns anschließen will; vor einigen Tagen meldete sich Burju zum Uebertritte. Die Zahl meiner Schulen müßte ich mindestens auf 50 erhöhen; außerdem sollen 20 neue Katechisten angestellt werden; aber wer soll die Kosten tragen? Gott sei Dank verlangen die Christen für sich nicht die mindeste materielle Unterstützung von mir; allein ich kann ihnen auch keine Lasten auferlegen. Drei weitere Dörfer sehnen sich nach dem Segen der wahren Religion und bitten um einen ständigen Priester oder wenigstens um eine Kapelle." Unterdessen ist P. Cazet bereits nach kurzer Arbeit erlegen. Auf einem apostolischen Ausfluge wurde er zweimal von eisigen Regenschauern durchnäßt und bei einem Flußübergange vom Pferde abgeworfen. Trotzdem erfüllte er die Pflichten seines Amtes, las in einer halbfertigen Kapelle, die dem kalten Luftzuge offen stand, die heilige Messe und taufte etwa hundert Katechumenen. Todmüde und vom Fieber geschüttelt, kehrte er am 23. September nach Hause zurück und gab zwei Tage später in der Morgenfrühe des 25. seine Seele in die Hände Gottes zurück.

Ausführliche Nachrichten über Torpa und die ausblühende Mission unter den Kolhs erhalten wir von dem eben erwähnten Scholastiker Fr. Seitz aus Asansol, den 1. Januar 1888:

"Die Leser der 'Katholischen Missionen' werden sich wohl noch aus früheren Briefen an die Thätigkeit des P. Stevens in Torpa erinnern (vgl. Jahrg. 1887 S. 175). Mitte 1885 hat er die jetzt so blühende Mission daselbst begonnen. Torpa wurde wegen seiner centralen Lage anderen Orten vorgezogen; es ist ein ziemlich bedeutender Marktflecken mit Polizei- und Postbureau und nahe an der ganz Chota-Nagpore (Dschotannagpore) durchschneidenden Chaussee von Hazaribagh nach Dschaidassa, nur 40 englische Meilen südlich von Ranchi, inmitten des Mundarilandes gelegen. Gesünder könnte Torpa schon sein; aber in dieser Hinsicht hat es noch einen Vortheil vor dem übrigen südlichen Chota-Nagpore, das für den Europäer des Malariafiebers wegen so ungesund ist — die Gegend ist nämlich offen und Torpa ziemlich weit von den noch ungesunden dichten Wäldern des Südens. Allein und arm, nur Breier und Rosenkranz sein eigen nennend, kam P. Stevens an und widmete die ersten Monate der Vorbereitung zum großen Werke. Die Umgegend mußte erforscht und ein geeigneter Platz für die Niederlassung gewählt werden; die Leute, deren Sprache, Sitten, Fehler und gute Eigenschaften mußten dem Pater einigermaßen bekannt sein, ehe er hoffen durfte, eine eigentliche Mission mit Erfolg eröffnen zu können.

Mit Vorsicht und Klugheit ging es alsdann an die Arbeit; einige Leute, Lutheraner und Anglikaner, die gleich nach der Ankunft des Paters in die katholische Kirche aufgenommen sein wollten, wurden erst gegen Ende des Jahres zum Unterrichte zugelassen und durch diese der Kern der jetzigen Gemeinde Torpa gebildet. Zu gleicher Zeit bemühte sich der Pater, eine Anzahl

der so nöthigen Katechisten heranzubilden. Mehrere, die dieses Amt bei den Protestanten versehen hatten, boten sich hierfür an und hatten Opfergeist genug, eine lohnende Stelle aufzugeben, um sie mit der eines kaum nothdürftig bezahlten katholischen Katechisten zu vertauschen. Sie hielten bis jetzt alle Stand, wurden unterrichtet und dank größtentheils diesen Laien können wir mit P. Rievens Gott loben und preisen, daß nun schon Tausende von Heiden und Protestanten 20 Meilen im Umkreis von Torpa auf dem besten Wege sind, gute Katholiken zu werden.

Voll Eifer für die Sache Gottes und befeelt von dem heiligsten Wunsche, Seelen zu retten, nahm sich nun P. Rievens der Mundaris an. Von jeher, seit seiner Ankunft in Indien, hatte er mit Behrmuth beobachtet, wie die armen Ureinwohner von Chota-Nagpore von geldgierigen Hindus ungerechterweise bedrückt wurden. Jetzt, da es ihm endlich vergönnt war, seine Arbeit und sein Leben diesen Armen zu widmen, that er es auch von ganzem Herzen. „In Calcutta und anderen Städten Indiens“, so meinte er launigerweise, „bestehen Vereine zum Schutze unserer Hausthiere gegen Grausamkeit; das mag seinen guten Grund haben; aber jedenfalls will ich, ehe ich Mitglied eines solchen Vereins werde, erst einmal versuchen, meine lieben Mundaris vor ungesetzlicher, grausamer Behandlung von Seiten der Beamten zu schützen.“ Nach dem letzten Aufstande der Mundaris nämlich wurden von der englischen Regierung in jedes wichtigere Dorf landesfremde Hindus gesandt, die als treue, erprobte Patrioten mit dem Amte eines Steuererhebers (Tickedar) zugleich das eines Aufsehers über das fernere gute Betragen der von Natur aus unabhängigen Eingeborenen zu versehen haben. Anstatt sich nun an die von der Regierung festgesetzte Steuerhöhe zu halten, benutzten diese gewinnlüstigen Heiden die Gelegenheit, die der gesetzlichen Bestimmungen unkundigen Eingeborenen des Landes nach Möglichkeit auszufragen und ihre eigenen Taschen zu füllen. Wegen der immerhin beträchtlichen Entfernung vom Sitze der Regierung, der Schwierigkeiten der Communication und der damit verbundenen nothdürftigen Aufsicht ist dies nicht schwer. Auch lassen sie es nicht an Drohungen und Gewaltthätigkeiten fehlen, um die Unzufriedenen willig zu machen und vom Beschwerdeführen abzuhalten; die ebenfalls landesfremden, meist mohammedanischen Polizeibeamten wissen sie durch Klingenbe Mittel auf ihre Seite zu ziehen, und so haben die Eingeborenen, arme sowohl als wohlhabende, nur zu oft von diesen „Sicherheitsbeamten“ zu leiden, anstatt von denselben beschützt zu werden. Diese „Schutzleute“ gehen auch selbst auf Beute aus; sie statteten einem Dorfe einen Besuch ab und erpressten unter irgend einem Vorwande von jedem Haus eine Summe Geldes. Nach man Schwierigkeiten, so wird mit Verhaftung gedroht, und andere dergleichen Mittel werden angewandt, um von diesem 4, von jenem 8 annas (1 anna = 12 Pfg.) zu erlangen. Der Schutzmann laßt sich ins Täuschchen und verschwindet, bis er wieder einmal Taschengeld nöthig hat; dann erinnert er sich, dieses oder jenes Dorf lange nicht mehr „inspicirt“ zu haben. Hunderte von Beispielen der schmachlichsten Bedrückungen, Erpressungen und Betrügereien in dem einzigen Districte von Torpa könnte ich Ihnen anführen, um Ihnen zu erklären, warum es durchaus nicht überraschte, von der kürzlich geplanten Auflehnung des ganzen Mundarivolkes zu hören: „Wir wollen unsern eigenen König wieder haben, wie früher; unter ihm waren wir wohlhabend und glücklich, jetzt bereichert die Frucht

unserer Arbeit Fremdlinge und wir müssen darben!“ — Protestantische Agenten sollen diese Unzufriedenheit der Mundaris für ihre Zwecke benützt haben, indem sie ihnen versprachen, sie in Erlangung der Unabhängigkeit zu unterstützen — unter der Bedingung, daß alle protestantisch würden. Der ganze Plan schlug jedoch, wie vorauszu sehen war, fehl; sobald die Sache in die Oeffentlichkeit kam und man in Ranchi davon hörte, wurden einige Verhaftungen vorgenommen, Petitionen an den Vicekönig und die Königin um Wiedergewährung einer eigenen königlichen Regierung abgewiesen und die Prediger gewarnt, sich in Zukunft solchen Dingen fern zu halten. Das hatte eine große Entrüstung und allgemeinen Abfall der Convertiten zur Folge. Etwa 3000 nennen sich noch Lutheraner, während man sich vor zwei Jahren noch rühmte, 40—50 000 zum lauten Evangelium bekehrt zu haben. Auch die Anglikaner büßten eine gute Anzahl ihrer Anhänger ein.

Theilnahmevolle Nächstenliebe nicht minder als vollkommene Kenntniß der bestehenden Geseze gaben P. Rievens die rechten Mittel an die Hand, seinen gefaßten Plan auszuführen. Er sah, daß die nur wegen ihrer eigenen Unwissenheit von den Beamten bedrückten Mundaris vor allem über ihre Pflichten belehrt und zugleich ermahnt werden mußten, sich durch nichts bewegen zu lassen, den ungerechten Forderungen der Tickedars und Thanidars Gewähr zu leisten; sollte Gewalt angewandt werden, so war der Weg nach Ranchi, dem Sitze des Gerichtes für jenen District, einem jeden offen. Ferner mußte er die Leute überzeugen, daß jeder Versuch, ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen, einfach unnütz, daß vielmehr der einzige Weg zu wahrem Glücke und zur Zufriedenheit geduldige Unterwerfung unter die bestehende Ordnung und vor allem die Befehre zum wahren, von Gott geoffenbarten Glauben sei.

(Schluß folgt.)

Ostafrika.

Apostol. Vikariat Abessinien. Bereits in der Februar-Nummer (S. 42) berichteten wir die Vernichtung der Missionsstation Keren, welche der Besetzung Massaua's durch die Italiener und den infolge davon zwischen Abessinien und Italien ausgebrochenen Feindseligkeiten zuzuschreiben ist. Nachträglich theilt uns P. Picard noch das folgende schöne Beispiel von heldenmüthiger Glaubensstreue mit, welche die Katholiken von Keren bei dieser Gelegenheit bewiesen haben:

„Am 23. August letzten Jahres wurde unser Haus zu Keren von fünfhundert abessinischen Soldaten umstellt. Sämmtliche Mitbrüder versammelten sich hierauf im Diwan, wo die Bewaffneten eingelassen wurden. Der Hauptmann sagte uns: „Wir kommen im Namen Ras Mula's, um alle abessinischen Katholiken, die bei euch sind, sowie die Priester, Seminaristen und Schwestern in Ketten zu legen. Euch Europäer wird man sammt euren Gütern und Häusern in Frieden lassen.“ Auf meine Frage nach einem Briefe des Königs antwortete der Anführer: „Wir haben ausdrücklichen Befehl, ihr müßt ihm nachkommen.“ Es blieb nichts übrig, als unsere vierzig Seminaristen, die Priester, Waisenkinder und etliche Diener zu rufen. Darauf beschied man die vierzehn katholischen Familien des Dorfes, die Schwestern und die Arbeiterinnen her. Uns führte man aufs Feld, wo jeder nach Heimat, Religion und Zeitpunkt seiner Ankunft in Keren ausgeforscht wurde. Danach wurden Seminaristen und Priester gefesselt. „Heute Abend oder

morgen früh geht es fort,' lautete der Befehl, 'am Freitag habi ihr vor dem Könige zu erscheinen.'

Die Greise, die Schwestern und die katholischen Familien wurden gegen Bürgschaft auf freien Fuß gesetzt. Tags darauf, es war Mittwoch, zogen unsere Kinder zu je zwanzig, zwei und zwei aneinander gekettet, nach Asmara. Herr Jougla und ich folgten mit Mundvorrath für die Reise. Das Wetter war hübsch und die Wege ziemlich gut. Auf jeder Station vorrichteten wir gemeinsame Andachtsübungen und beteten den heiligen Rosenkranz. Am Freitag Morgen trafen wir in Asmara ein. Umgeben von zahlreichen Priestern und schismatischen Mönchen, empfing uns der König nicht gerade unfreundlich. Nach halbstündigem Warten, während dessen man zehn Peitschen-

und zehn Knuten zurechtgelegt hatte, durften wir vortreten. Auf Befehl des Ras rief ich meine Priester, Seminaristen und die übrigen Katholiken. Hierauf nahm ich das Wort und sagte: 'Fürst, wir sind mit des Königs Erlaubniß in Abessintien; denn so lautete sein Bescheid: Zu Keren, Acur und Alitiena ertheilet Unterricht und seid meine Freunde. Wir haben allzeit den Willen des Königs erfüllt.' Danach wurde jeder einzelne nach seiner Heimat und dem Namen seines Vaters ausgesorcht. Nach diesem Verhör fuhr Ras unsern Gefanglehrer an: 'Warum bedeckst du deinen Kopf? Packt ihn, prügelt ihn.' Gesagt, gethan! Der Mann wurde festgebunden und erhielt einhundert- unddreißig Hiebe. Dreimal fragt man ihn dazwischen nach der wahren Kirche. — 'Die katholische Kirche ist die wahre



Bungalow oder Landhaus eines Theopflanzer's.

Kirche.' Da fuhr Ras auf. 'Geht ihm hundert, zweihundert Schläge, aber kräftig.'

Endlich ließ man ab, den muthvollen Bekenner länger zu peinigen; denn man fürchtete, er werde sterben; das Blut rann ihm vom Leibe und das Fleisch hing in Fetzen herab. Selbst die Schismatiker sagten leise für sich: 'Das muß die wahre Religion sein, wir könnten nicht so viel aushalten.'

Jetzt mußten wir uns zurückziehen. Während man achtundzwanzig Kinder in Ketten legte, nahmen wir den mißhandelten Bekenner in Pflege. Erst einen Monat später war er wieder hergestellt. Elf Tage blieben unsere Kinder gefesselt; dann ließ man auch sie, und zwar ohne Bürgschaft, los. Ein Mönch nur blieb im Gefängnisse zurück; auch er verharret treu im Glauben.'

Äquatorial-Afrika.

Apostolisches Vikariat Victoria-Nyanza. Für die hartbebrängte Mission von Uganda scheinen bessere Tage angebrochen zu sein. Ob dieselben von Dauer sein werden, bleibt abzuwarten; denn bei dem wankelmüthigen Charakter des Königs Mwangi bleibt alles zu fürchten. Die gegenwärtige Lage schildert der nachstehende Brief des P. Denoit aus St. Maria Rubaga:

'Vor wenigen Tagen kam uns die Kunde zu, daß neue Mitbrüder nach dem Nyanza abgehen sollen. Sie können sich denken, wie sehr uns diese Nachricht freute; mit offenen Armen wollen wir die nothwendige Verstärkung aufnehmen. Gebe

Gott, daß kein Hinderniß in den Weg trete. Da der anglikanische Minister, Herr Macay, im Begriffe ist, abzureisen, benütze ich die günstige Gelegenheit, um Ihnen einige Zeilen über unsere Mission zukommen zu lassen. Die trüben Wolken, welche seit Monaten über uns hingen, sind für den Augenblick verſcheucht. Der König scheint die Araber und ihren tollén Aberglauben zu vergessen. Die einflußreichsten Mohammedaner verlassen nächstens das Land, und somit dürfen wir wohl von dieser Seite nichts mehr zu befürchten haben. Da dem König die Nachricht von dem Eintreffen Stanley's in dieser Gegend durch einen unserer Christen, welcher sie zu Butumbi von dem Bischöfe erfahren hatte, zukam und wir ihm überdies eine hübsche Flinte zum Geschenke machten, so glaubte er, sich er-

kennntlich zeigen zu müssen. Um uns seine Zufriedenheit kundzugeben, kam er neulich zum Besuche. Se. Majestät verstieg sich bis in die Dachstübchen, um das Haus der Bazangu zu bewundern. In der Erinnerung an frühere Zeiten wollte er durchaus das Schlafzimmer des P. Lourdel betreten. Alles, selbst die Kisten wurden durchstöbert. Auch in die Kapelle wollte Muanga eindringen; wir hielten ihn jedoch an der Thüre auf. Diese Ehre kostete uns zwar ein neues Geschenk, allein der Besuch des Königs ist in Uganda eine solche Seltenheit, daß wir uns für das Werk der Bekehrung unter den Heiden und für die Bestärkung der Neophyten viel davon versprechen dürfen.

Seit einiger Zeit bringt fast jeder Tag neue Katechumenen,



Brücke über den Teesta.

die nach Unterricht verlangen. Ihre Zahl ist noch stets im Wachsen. Von Ostern an hielt ich jeden Morgen Katechese. Obgleich gegenwärtig fast die ganze Mannschaft von Uganda gegen Unyoro zu Felde gezogen ist, zähle ich doch hundertfünfzig Katechumenen, die fast regelmäßig zum Unterrichte kommen. Leider können die Leute aus entfernteren Districten sich nicht leicht einstellen. Vom Eintreffen Stanley's bei Emin Pascha haben wir noch nichts gehört, denn der Krieg mit Unyoro hat alle Verbindungen abgeschnitten; Nachrichten können wir erst mit der Rückkehr der Krieger erhalten, die wohl nicht mehr über Monatsfrist ausbleiben dürfen.

Ob wohl Stanley nach Uganda kommen kann? Es ist zu befürchten, daß ihm der König Kabarega von Unyoro den Weg

verlegen werde. Sollte er doch eintreffen und von Muanga empfangen werden, so könnte seinerseits ein geschicktes Auftreten bei der jetzigen günstigen Stimmung des Herrschers viel Gutes stiften. Der König ist trotz seiner Verfolgungssucht für menschlichere Gefühle nicht unzugänglich. Seine Leute finden ihn sogar im Vergleiche zu Mtesa in seinen jungen Jahren noch sanftmüthig.

So weit sind wir in Uganda. Gegenwärtig geht es gut, aber bei der letzten Prüfung sind wir sicher noch nicht angelangt. Hoffentlich macht der neueste Erfolg im Kriege unsern Regentyrannen nicht noch hoffärtiger und verleitet ihn nicht zu neuen Thorheiten. Beten Sie für uns, daß uns Ruhe wird für das apostolische Werk."

Nordamerika.

Indianermission in den Felsgebirgen. Einem Briefe des hochw. P. Prando S. J. entnehmen wir nachstehende Einzelheiten über die letztes Jahr erfolgte Gründung der Mission unter den Krähenindianern:

„Schon im Jahre 1886 hatte ich von unserer Niederlassung bei den Cheyenne am Tongue River aus fünfmal einen Ausflug zu den Krähenindianern unternommen, um Land und Leute kennen zu lernen. Kaum war ich in meine Station zurückgekehrt, da baten die verlassenen Wilden den Agenten, ihnen doch einen zweiten Besuch des Schwarzrockes, des großen Häuptlings, welchen der große Geist geschickt hat, vermitteln zu wollen. Meine erste Bekanntschaft mit dem genannten Stamme reicht in das Jahr 1883 hinauf; denn damals arbeitete ich mit P. Barcello bereits drei Monate dort, und wir hatten den Trost, manches fruchtverheißende Samenkorn auszustreuen. Zwei Lager der Krähenindianer versammelten sich regelmäßig zum Gebete. Im folgenden Jahre mußte der Stamm auf Befehl der Regierung von Washington seine bisherige Reservation verlassen, um sich 200 Meilen weiter westlich, an den Ufern des Big Horn, eines Nebenflusses des Yellow Stone niederzulassen. Zur selben Zeit traf aus der Hauptstadt die officielle Ermächtigung für die Errichtung von Schulen und die vollkommen freie Religionsübung ein. Wiederum ein Jahr später machte ich in der Agentur der Cheyenne die Bekanntschaft des Herrn Armstrong, welcher von einer Inspectionsreise unter den Krähenindianern zurückkehrte. Im Verlauf des Gespräches theilte er mir mit, daß es sein persönlicher Wunsch sei, katholische Missionäre möchten sich zu dem genannten Stamme begeben; er fügte hinzu, dieser Wunsch sei der ausgesprochene Wunsch der Regierung. Wollte ich das Werk übernehmen, so solle mir jegliche Hülfeleistung gewährt werden.

Da es mir für den Augenblick unmöglich war, abzukommen, versprach ich wenigstens, in Bälde zu den Krähenindianern ziehen zu wollen. Wirklich theilte Herr Armstrong dem Beamten der Agentur bei jenem Stamme mit, daß innerhalb weniger Wochen ein katholischer Missionär eintreffen werde, dem man jedweden Vorschub zu einem Werke leisten solle, das die Regierung als äußerst ersprißlich für das Wohl der Indianer erachte.

Am 30. Januar 1886, also mitten im Winter, erhielt ich die Weisung, die Cheyenne-Mission zu verlassen und meine neue Herde aufzusuchen. Da kein Schlitten zu bekommen war, mußte ich mit meinem jungen Indianer, der als Führer diente, die Reise auf einem Wägelchen antreten. Eine Zeit lang ging es leidlich; als wir jedoch erst 30 km vorangekommen waren, verlor die Karosse ihre ohnehin schwache Widerstandskraft, und wir mußten im Schnee anhalten, um mit Hilfe von Stricken das gelöste Band der Einheit zwischen den verschiedenen Wagen theilen neu zu befestigen. Ahermals machten wir uns auf den Weg; allein kaum ein paar Stunden später entsank meinem Indianer der Muth, und auch die Pferde konnten offenbar die Anstrengung nicht mehr lange aushalten. Zum Glück kamen in diesem Augenblicke der höchsten Noth vier Reiter auf uns zu. Es war der Agent von den Cheyenne, der sich gleichfalls mit drei Mann zu den Krähen begab. Da die Leute noch zwei freie Pferde bei sich führten und mir eines derselben zur Verfügung stellten, schloß ich mich unverzüglich ihrer Gesellschaft an. Die folgende Nacht verbrachten wir in einer Hütte am Wege. Beim nächsten Morgengrauen brachen wir auf und

ritten einer hinter dem andern weiter. Wenige Stunden später mußten wir anhalten, um die ermatteten Pferde verschmaufen zu lassen und uns über die Richtung zu vergewissern. Ein scharfer Nord trieb uns die dichten Schneeflocken ins Gesicht, so daß wir auf 5 m nichts mehr unterscheiden konnten. Hätten wir selbst genau die Lage der Krähenagentur gekannt, so wäre es doch unmöglich gewesen, vor völlig einbrechender Nacht dieselbe zu erreichen. Einstimmig beschloffen wir deshalb, umzukehren und die Hütte aufzusuchen, welche uns zum letzten Nachtquartier gebiet hatte. Am folgenden Tage kamen wir ohne Unfall wieder bei der Ausgangsstation unter den Cheyenne an. Infolge der ungünstigen Witterung mußte ich noch eine volle Woche dort verweilen. Nach mancherlei fruchtlosen Versuchen gelang es mir nun auch, für 10 Dollars einen Indianer zu werben, der mich zu den Krähen bringen sollte. Als der bestimmte Tag kam, hatte ich jedoch das Nachsehen. Nun wurde ich mit einem Nestigen handelsleinig, doch auch der ließ mich im Stich. Schließlich besorgte mir der Häuptling einen jungen Mann, mit dem ich die Reise antrat. Am ersten Tage konnten wir bei dem schlechten Zustande der Wege nur 21 km zurücklegen. Mein Führer hatte unterdessen schon den Muth verloren. Zu wiederholten Malen stellte er mir vor, seine Pferde seien den Anstrengungen nicht gewachsen, darum wollte er in das Lager zurückkehren. Ich rief ihm den gemessenen Befehl seines Häuptlings, mich um jeden Preis nach meinem Bestimmungsorte zu bringen, ins Gedächtniß zurück, und schmeichelte mir mit der Hoffnung, seinen Muth neu belebt zu haben. Es kam jedoch ganz anders; denn während der Nacht machte sich der junge Mann sammt seinen Pferden heimlich davon. Zum Glück war mein Gastwirth minder zaghaft; dieser erbot sich jetzt, mir als Führer zu dienen. Gott lohne es dem Manne! Ehe wir uns auf den Weg machten, traf uns ein Kuhhirte, welcher dasselbe Ziel hatte wie ich, so daß ich die Güte meines Retters nicht länger in Anspruch zu nehmen brauchte. Die Reise ging ziemlich ohne Unfall von statten, nur einmal hätte es gefährlich werden können. Wir setzten über einen Fluß; während der Führer schon in Sicherheit war, wich die Eisdecke unter den Hufen meines Pferdes nahe am jenseitigen Ufer. Zum Glück waren wir wenige Minuten nach dem kalten Bade bei dem Lagerfeuer der Agentur in Sicherheit. General Williamson, obgleich Protestant, nahm mich mit der größten Herzlichkeit auf. Sobald ich mich von der Müdigkeit und Kälte etwas erholt hatte, theilte mir der Commandant seine Wünsche betreffs der Krähenindianer mit.

„Ich will den Kindern“, das sind seine Worte, „um jeden Preis eine religiöse Erziehung und den Erwachsenen die Mittel zur Bekehrung gesichert wissen.“ Verschiedene protestantische Secten, fügte er hinzu, unter anderen die Methodisten, stritten sich um das Gebiet. Er ließ mich von einem Briefe Kenntniß nehmen, den letztere an ihn gerichtet hatten. Nach einer Anspielung darauf, daß er Katholiken zur Evangelisierung des Landes herbeirufe, hieß es: „Wenn Ihr Herz nicht an Rom verkauft ist, warten Sie noch zu; denn binnen Kurzem werden wir die Sorge für Ihre Reservation übernehmen.“ Der General versicherte mich seiner vollsten Zuneigung und versprach mir seinen ganzen Einfluß zu Gunsten des neuen Werkes. Darauf lud er mich ein, meine Wohnung mitten unter den Indianern von Pryor Creek, etwa 120 km von der Agentur, aufzuschlagen. In diesem Falle hätte ich aber meine Besuche höchstens auf 50 Wohnungen ausdehnen können, und ich war doch entschlossen,

vor allem die Bekanntschaft des ganzen Stammes zu machen; besonders wollte ich den Oberhäuptling und sein Lager kennen lernen, um im Namen unserer heiligen Religion das Recht des ersten Besitzers gegenüber den Secten nöthigenfalls ausüben zu können. Ich erklärte somit dem Agenten, es sei meine Absicht, für vier Wochen nach Pryor Creek zu gehen und danach im Herzen des Stammes die nöthigen Bauten für die Mission zu beginnen.

Am 24. Februar 1886 brachte ich zum erstenmal das heilige Mesopfer im Thale von Big Horn dar; eine Hütte diente als Kapelle und etliche Krähenindianer knieten ringsum als die Vertreter der neuentstehenden Christengemeinde. Für meinen Besuch in Big Horn hatte ich mich mit Lebensmitteln auf vier bis fünf Wochen versehen; denn ich wollte weder Hungers sterben, noch auch den Indianern zur Last fallen. Der Häuptling des Ortes, welcher mir Gastfreundschaft anbot, war nicht wenig über meine bescheidenen Vorräthe erstaunt. Sowohl um mich zu ehren, als auch um seine eigenen Interessen zu wahren, theilte er seinen Freunden das Glück mit, welches ihm in meiner Person zugefallen war. Diese Ovation hatte jedoch zur praktischen Folge, daß meine Lebensmittel in kürzester Frist aufgezehrt waren und ich mich auf das zweifelhafte Glück eines indianischen Napfes angewiesen sah. Meine Tage verstrichen indessen unter fortwährenden Besuchen. In den einzelnen Hütten lehrte ich die Gebete und Gesänge, taufte die Kinder und pflegte die Kranken. Beim Eintritt der Nacht fand ich dann in meiner Residenz oft eine mehr als schmale Portion, die mir zu neuen Kräften verhelfen sollte. Ein anderer Häuptling hatte mir sagen lassen, er würde sich glücklich schätzen, mich bei sich aufzunehmen; in meiner gegenwärtigen Lage beschloß ich, das Anerbieten anzunehmen. In seiner Hütte fand ich meinen neuen Gastfreund, einen ehrwürdigen Greis, von der Sicht an den Boden gefesselt, während sein Weib an einem krebsartigen Halsgeschwür litt. Nun war ich aus dem Regen in die Traufe gekommen; allein auch hier galt das Wort: „Hunger ist der beste Koch“; ich zog nicht mehr weiter.

Als ich eines Tages müde und matt in die Nähe meiner

Wohnung kam, bemerkte ich einen Kreis von Indianern um einen brodelnden Kochtopf versammelt. Die Sache schien mir sonderbar, da seit drei Tagen die Nationen im Lager ausgegangen waren. „Schwarzrock“, sagte einer, „wir haben Hunger nach Fleisch; wir haben einen großen Hund getödtet, der sich um unsere Hütten herumtrieb; sieh, er ist halb gar; komm, setze dich zu uns, wir wollen essen.“ Das war eine prächtige Gelegenheit, die Vorurtheile des „alten Landes“, wie die Amerikaner Europa zu nennen beliebten, gründlich zu überwinden. Ich trat in den Ring. Wenige Minuten später erhielt ich so gut wie jeder andere meine Portion, und offen gestanden, mein Hunger war so groß, daß ich ohne Zaudern wacker zugriff.

Gegenwärtig haben P. Barcello und ich bereits gegen 600 Kinder des Stammes getauft. Mit wenigen Ausnahmen stießen wir bei den Eltern auf keinerlei Schwierigkeiten. Als ich eines Tages gerade die Runde von einer Hütte zur andern machte, kam ein Indianer mit einem Kinde im Arme auf mich zu. „Schwarzrock“, sagte er und faßte mich bei der Hand, „sieh dir dies Kind an. Vor drei Jahren war es ein kleines Gerippe; da gabst du ihm dein großes Heilmittel (die Taufe) und jetzt ist es voll Leben und Gesundheit; ich glaube an deine Medicin.“ Ich sprach dem Wilden zu, sich das Mittel selbst zu Nutzen zu machen, und trat dann in die nächste Wohnung, um den gewohnten Unterricht zu beginnen. Heute gab es hier ein Kind zu taufen. Der Vater legte es zu meinen Füßen nieder und machte ein Zeichen, daß er sprechen wolle. „Schwarzrock“, begann er, „möge mein Sohn so groß und stark werden wie du; möge er gesund und glücklich durch das Leben gehen; möge er lange Tage auf dieser Erde sehen; möge er nie weder Hunger noch Krankheit kennen; möge er gegen den Schwarzrock folgsam und gehorlig sein und die Sprache des großen Geistes reden.“ So fuhr er in seinem Gebete fort. Ich wurde dabei lebhaft an die Patriarchen des Alten Bundes erinnert; gewiß haben sie in ähnlicher Weise den Segen des Himmels auf ihre Kinder herabgefleht. Zum Schluß sagte der Indianer: „Jetzt, Schwarzrock, gib meinem Kinde dein großes Heilmittel, und ich bin stolz und zufrieden.“ (Schluß folgt.)

Miscellen.

Eine Einsiedlerin in China. Daß es unter den Neu-Bekehrten in den heidnischen Ländern nicht an Beispielen großer Tugend fehlt, konnten unsere Leser schon häufig aus den Berichten der Glaubensboten ersehen. Im Nachstehenden wollen wir einen erbaulichen Zug aus dem Leben einer einfachen Christin erzählen. Vor etlichen Monaten mußte ein Missionär aus der Gesellschaft Jesu in einer chinesischen Barke den Blauen Fluß hinauffahren, um dem Vicekönig in Nanking einen Besuch abzustatten. Am Fuße der fogen. Teufelsberge, wo verborgene Klippen die Fahrt unsicher machten, fuhr die Dschonke auf und schlug um. Der Priester hatte noch Zeit, das Brevier und seinen Paß zu ergreifen, dann mußte er auf seine Rettung bedacht sein. Mit Hilfe dreier Katechisten gelang es ihm, sich an einer Tamarinde festzuklammern und das Ufer zu erreichen. Während die Matrosen 48 Stunden zu thun hatten, um das Boot wieder flott zu machen, begann der Vater mit seinen drei Begleitern die steilen Abhänge hinaufzuklimmen. Nach vierstündiger Anstrengung hatten sie den Gipfel erreicht;

aber wie waren sie enttäuscht, als ihnen statt menschlicher Wohnungen überall nur kahle Felsen entgegenstarrten. Sie beteten, daß ihr heiliger Engel sie wenigstens zu einer Hütte geleiten möge, und fanden wirklich ein Gemüsegärtchen inmitten der nackten Steinmassen. Das war ein Trost für die Schiffbrüchigen, die vom frühen Morgen bis spät am Nachmittag nichts genossen und dazu die größte Angst ausgestanden hatten. Wie sehr waren sie nun erstaunt, plötzlich ein altes Mütterchen in abgetragenen, aber reinlichen Kleidern vor sich zu sehen. Kaum hatte die Frau den Missionär erblickt, da warf sie sich auf die Kniee nieder und bat um den Segen. „Wie lange bist du schon hier?“ begann der Vater. — „Fünfunddreißig Jahre.“ — „Woher kommst du?“ — „Aus dem Dorfe Tschong-Ku-Kiad, zwei Stunden von hier.“ — „Wie heißest du?“ — „Elisabeth Ku.“ — „Wie alt bist du?“ — „Neunundsechzig Jahre.“ — „Bist du verheiratet?“ — „Als mein Gatte vor 36 Jahren starb, da habe ich Gott für seinen Tod gedankt.“ — „Hast du wirklich seinen Tod gewünscht?“ —

„Pater," sagte die Alte, „seit meiner Kindheit war es mein einziger Wunsch, mich ganz dem Gebete zu widmen; allein meine Eltern zwangen mich, als ich 16 Jahre alt war, eine Ehe einzugehen, und ich gehorchte. Mein Mann war ein guter Christ; wir beteten alle Sonntage am Fuße dieser Berge, und da sagte er denn oft zu mir: „Siehe, wir wollen beide Gott bitten, daß er mich bald zu sich nimmt; du kannst heilig werden, ich werde aber gewiß nie ein Heiliger, darum ist es besser, wenn ich zuerst sterbe. Ich hinterlasse dir mein Haus und meine beiden Ackerchen, dann kannst du dich im Gebirge verbergen, um zu betrachten und für mich zu beten.“ Wirklich holte der liebe Gott meinen Gatten bald heim. Da gab ich denn meine Habe meinem Nessen Andreas zu unter der Bedingung, daß er mir wöchentlich sechs Pfund Sorgbrot und etwas Salz liefere. Dann suchte ich einen abgelegenen Platz, wohin mich die Neugierde nicht verfolgte. Der liebe Gott ließ mich einen finden und er hat mich gesegnet; denn für das ganze Jahr habe ich Gemüse genug zu meinem Unterhalt und kann noch den Armen davon geben, wenn ich ins Dorf gehe.“ — „Kommst du oft nach Eschong-Ku-Kiad?" — „Nur zur Zeit der Mission, um die heilige Messe und die Predigt zu hören.“ — „Aber fürchtest du dich nicht so ganz allein in den Bergen, wo die bösen Geister haufen sollen?" — „Ich habe nie Furcht und würde mich vor dem Teufel nur ängstigen, wenn ich eine

Todsünde beginge.“ — „Bist du denn sicher, nicht im Stande der schweren Sünde zu sein?" — „Glauben Sie," sagte Elisabeth demüthig, „daß man Gott schwer beleidigen kann, ohne es zu wissen und zu wollen? Ich bin überzeugt, daß man nicht leicht eine Todsünde begehe, wenn man Gott liebt und lieber stirbe, als ihn zu beleidigen. Ich habe meine Gewissens-erforschung nie anders angestellt; denn es ist mir nie in den Sinn gekommen, daß ich eines solchen Verbrechens schuldig wäre. Nein, ich bin es auch nicht, meine Beichtväter haben es mir immer gesagt.“ — „Aber was thust du den ganzen Tag?" — fuhr der Missionär fort. — „Ich bete ja. Sechsmal im Tage mündlich, die übrige Zeit betrachte ich.“ — „Nun, sage mir noch, wie du deine Betrachtung anstellst.“ — „Ach Pater, fragen Sie mich nicht danach! Ich bin ein armes, unwissendes Weib. Ich werfe mich in meiner Höhle auf die Kniee und spreche: Lieber Gott, ich weiß, daß so viele fromme Frauen nichts anderes zu thun haben, als dich zu lieben, um deine treuen Dienerinnen zu sein — dich allein zu lieben, selbst wenn sie nicht lesen können oder keine Bücher haben. Sprich darum ganz leise zu mir, erleuchte mich, flöße mir Gedanken ein, die mich so sehr erfassen, daß ich nicht mehr an mich denke.“

Muß man da nicht wirklich sagen, Gott erweckt seine Heiligen überall!

Für Missionszwecke.

Für die dürftigsten Missionen:		Marf.	Für die Missionen in Afrika:		Marf.	Für Postauf und Unterhalt von Heiden-Kindern:		Marf.
Von M. A. in Ägypten.	32.10.		Von M. A. in Banne	50.		Von Freiburg i. B.	21.—	
Von Aug. Gobel in Aachen	100.—		Von Urach-Baden	85.—		„Adveniat regnum tuum!"	200.—	
Von J. B. in Würdenthal	19.25		Durch B. Herder in St. Louis, Mo.	13.30		Durch Pfr. Wanner in Josephsthal	52.50	
Von Pfr. J. in W.	100.—		Von M. A.	106.—		Abelin, S. M.	160.—	
Von Gerlachstein	8.50		Durch die Niederbayer. Volkszsg. in Passau	37.—		Von Coop. Frid in Regen	26.—	
Von Gr. Pf. in St.	50.—		Durch Dr. Krainer, Seminarpräfekt in Freising	100.—		Von Matthias Wiesbeck in Forst	50.—	
Von Charlottenburg	20.—		Von St. A. in Ellwangen	20.—		Von Georg Leg in Tumbing	50.—	
Von Pfr. Müller in Gammertingen	5.—		Von Urach-Baden	40.—		Von Raach	63.50	
Von G. Fiebler in Kansas City, Mo.	5.10		Von M. A. in Banne	50.—		Von M. G. und C. in M.	9.—	
Von G. Gubert, Post Substn. Mo.	17.40		Von M. A. in Preußen	10.—		Durch Epiphanius Schnabel in Unteriglösch	20.—	
Von J. M. A.	20.—		Von Charlottenburg	25.—		Von M. A. in Banne	40.—	
Von M. A. in Banne	50.—		Von M. A. in Preußen	10.—		Von Urach-Baden	45.—	
Von M. A. in Ellwangen	20.—		Von M. A. in Preußen	10.—		Von J. S. in P. M.	33.80	
Für die Missionen in China, Tongking und Indien:			Von M. A. in Preußen	10.—		Von M. A. in Preußen	15.—	
Von A.	8.—		Ignotus	15.—		Für Postauf und Unterhalt von Negern-Kindern:		
Von P. Thabb. Natach in Rosenthal	15.—		Von Urach-Baden	40.—		„Adveniat regnum tuum!"	200.—	
Von P. Deuf in M. Glabbach	13.55		Von B. M. in P.	30.—		„Adveniat regnum tuum!"	200.—	
Von M. A. in Preußen	10.—		Von Regnitz in Haspelt	100.—		Von Urach-Baden	45.—	
Von Ungenannt	10.—		Für das Kloster in Marienfeld, Texas (Nordamerika):			Von Magdalena Hausbauer in Rossmünster	21.—	
Von M. A. in Banne	1.—		Von B. J. Bruns in Frohnhausen	3.—		Von Anna Maria Damböck in Brombach	21.—	
Von Urach-Baden	12.—		Von M. A. in Preußen	5.—		Pro Papa:		
Von St. A. B. S.	40.—		Von Charlottenburg	1.—		„O unbedeckte Empfängnis, bitte für den Heiligen Vater und die ganze katholische Kirche"	15.—	
Von Rev. S. Wegmann in Chester, Ill.	20.50		Von M. A. in Preußen	5.—		J. M. A.	20.—	
Von M. A. in Ellwangen	20.—		Von J. S. II.	3.—		Von St. A.	46.47	
„In nomine Jesus!"	2.40		Für die deutschen Missionen auf Neuguinea:			Von J. S. II.	1.—	
Für die Orientalischen Missionen:			Von Urach-Baden	16.50		Für verschiedene Zwecke:		
Von Urach-Baden	40.—		Von Grödenbach	34.50		Durch Pfr. Steln (für King Williams Town)	75.—	
Von M. A. in Ellwangen	20.—		Von Urach-Baden	40.—		Von Abbinen	4.—	
Für die Missionen in Palästina:			Für die Mission auf den Südsee-Inseln:			Von St. A.	15.—	
Von Urach-Baden	40.—		Von Urach-Baden	40.—		Von St. A.	15.—	
Für nothleidende Missionspriester zur Verfolgung von M. Meisen:			Für Nordische Missionen:			In den Gemeinden:		
Durch Pfr. Freund in Deutsch-Weise	73.—		Von Schlengen	7.—		Von R. A. B. S.	639.—	
Durch Pfr. Ring in Gedenwitz	73.—		Von Urach-Baden	40.—		Von R. A. B. S.	8.—	
Durch Pfr. Geel in Badenhausen	100.—		Für den Kindheits-Jesu-Verein:			Von B. Wilmes	4.10	
Von drei Geschwistern in Göttingen	300.—		„Adveniat regnum tuum!"	200.—		Durch A. Birtinger, Coop. in Schlabbing	23.75	
Von Dr. med. —	16.20		Von der Herz-Jesu-Schule in Weira, durch die Ursulinerinnen	205.—		Von J. S. II.	8.—	
Von A. B.	5.—		Von J. J. Rothhaas in Eiler	12.40		Von G. Meier in Lawrenceburg, Ind.	13.90	
Durch Stefan Thach in Wilmars	62.—		Von M. A. in Ellwangen	2.—		Durch die „Emländer Ztg." in Braunberg	623.95	
Durch Pfr. Rütermacher in Martinszell	50.—		Für den Bonifacius-Verein:			„In nomine Jesus!"	1.10	
Durch Pfr. Rische in Kleinweiler	27.—		Von M. A. in Ellwangen	12.—		Von Regnitz in Haspelt	25.—	
Durch Cooperator Frid in Regen	100.—		Von M. A. in Ellwangen	12.—		Durch Dr. Kibbe, Diöcesan-Secretär in Braunberg	105.50	
Von Grödenbach	249.—		Von Pfr. Müller in Gammertingen	6.—				

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Sutter, Theilhaber der Verder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg im Breisgau. — Redactionschuß und Ausgabe: 15. März 1888.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen" ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.